Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 17 — Marburg i. H., den 25. April — 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Jesus als Freund — Nicolaus Coppernicus und die Reformation — Die Freiheit des Christenmenschen und die Liebedienerei — Bemerkungen zu der Frage nach der Oertlichkeit des Grabes Christi — Zur Beurteilung der Chinesen (Smith, Chinesische Charakterzüge) — The Master Christian by Marie Corelli — Verschiedenes: Im Kampf um Gott und um das eigene Ich (König); Was wird aus uns nach dem Tode? (Stähelin, Schwartzkopff, Reinhardt); Rudolf Stähelin (Stockmeyer); Das Leben eines Baptistenpredigers (Rauschenbusch); Die Heilsarmee (Kolde); Von der Inneren Mission (Zentralausschuß und Frankfurt a. M.); Jahresbericht der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft; Zuchthausstatistik; Geschichten und Bilder aus der Mission (Maus, Fries); Die Chinesen und die christliche Mission (Coucheron-Aamot); Die Ostasiaten (Bälz); Aus Litteratur und Kunst (Kruppsche Bücherhalle, Böcklinmappe, Arne Garborg); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Jesus als Freund

„Jesus — unser Vorbild! Gewiß, aber er kann es doch nicht in allen Beziehungen sein. Er lebte ja in ganz andern, wesentlich einfachern Verhältnissen als wir, vor vielen Jahrhunderten, im Orient. Zweifel, wie sie uns Kopf und Herz verwirren, Pflichtenkonflikte, wie sie uns ängstigen, konnten gar nicht in seinen Horizont treten." — Aber Jesus hat uns doch ein paar allumfassende, ganz klare und herrliche Grundsätze gegeben, die wir nur verständnisvoll anzuwenden brauchen, um auch in den schwierigsten Situationen, den kompliziertesten Verhältnissen uns zurechtzufinden. — „Ja, du hast schon Recht, aber — so seltsam dir dieser Gedanke wohl vorkommt — ich vermisse es z. B., daß Jesus keinen Ehebund geschlossen hat und nicht auch in dieser Beziehung unmittelbar als persönliches Vorbild dienen kann." — Jesus hat aber doch Freunde gehabt, und ich dächte, das Wesentliche, das Schönste und Beste auch in der ehelichen Liebe ist das, was wir sonst Freundschaft nennen. Es giebt keinen schöneren Ehrentitel für Eheleute als „Lebensgefährten", und eine rechte Ehefrau wird nie stolzer und glücklicher sein, als wenn ihr Mann seine Augen in die ihren senkt in unbedingtem Vertrauen und spricht: Mein guter Kamerad!

Jesus hat seine Jünger herzlich lieb gehabt. Denn er hat für sie gebetet. Nichts verbindet Menschenherzen inniger und stärker als das Gebet für einander. Von einem Menschen, für den du gebetet hast, daß Gott ihn in seinen gnädigen Schutz nehme, von dem kommst du nicht wieder los. Immer wieder mußt du an ihn denken und ihn segnen, d. h. Gutes, lauter Gutes ihm zuwünschen. Wir treffen in unserm Leben, Gott sei Dank, so viele gute, reine Menschen. Wir kommen aber nicht näher mit ihnen zusammen; sei es, daß uns gesellschaftliche Schranken trennen, sei es, daß unsre Lebenswege sich eben nur dies einzige Mal begegnen und dann gleich wieder von einander entfernen:

Schiffe, die nachts sich begegnen, begrüßen sich bei der Begegnung:
Nur ein Signal wird gehißt, und ein Ruf tönt von fern durch das Dunkel.
So auf dem Meere des Lebens: wir Menschen treffen einander,
Tauschen ein Wort, einen Blick: still ist es dann wieder und dunkel.

Aber das Bild des Andern hat sich in unsrer Erinnerung festgesetzt, vielleicht sind es nur ein paar mutige oder gütige Worte, ein paar Blicke voll jauchzenden Glücks oder verschwiegenen Leids gewesen, die wir aufgefangen haben, aber es ist, als ob wir in einem Brennspiegel alle Strahlen gefangen und die ganze Seele des Andern erfaßt hätten. Und abends, wenn wir Gott unser Herz ausschütten und Alles mit ihm besprechen, was uns bewegt, mit ihm, unserm besten Freund, der uns immer gleich richtig versteht, da steigen schüchtern die Worte in uns auf: Herr, segne auch ihn! Und wenn wir einmal den Namen vor Gottes Thron genannt haben, dann bleibt er uns wert und unvergeßlich, und jede neue Fürbitte ist eine neue Klammer, die unser Herz an jenes andre schließt.

Was wir für einander erflehen sollen, das zeigt uns Jesus, wenn er für seine Jünger betet: „Sie waren dein, und du hast sie mir gegeben. Bewahre sie vor dem Uebel und heilige sie in deiner Wahrheit!" Und weil er am Endziel seines Lebens angekommen ist und schon hinüberblickt ins selige Jenseits, so fährt er fort: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast." — —

„Wenn der Tod die persönlichen Verhältnisse zerrisse, so wäre es abgeschmackt, lieben zu wollen und zu sollen" — heißt es in Richard Rothes Stillen Stunden. „Liebe ist stark wie der Tod" — so heißt es im hohen Lied. O C

Nicolaus Coppernicus und die Reformation

Nachdem es lange an einer Lebensbeschreibung des großen Revolutionärs der Sternkunde gemangelt hat, ist kürzlich eine solche von kundiger Hand erschienen. M. Curtze, der 1873 des gewaltigen Astronomen Hauptwerk neu herausgegeben und sich auch sonst vielfach mit ihm litterarisch beschäftigt hat, hat sie auf Anregung des Berliner Professors W. Foerster entworfen.*) Zwar nennt er seine Arbeit nur eine biographische Skizze, aber alle vorhandenen Qellen sind benutzt, und bei ihrer Lückenhaftigkeit werden wir über eine solche Skizze nicht viel hinauskommen. Sie läßt uns einen klaren Einblick in die Stellung des Fürsten unter den Sternenforschern zu den Umwälzungen, die damals auf dem Gebiete des Kirchenwesens vor sich gingen, gewinnen. Coppernicus war nur zehn Jahre älter als Luther und wurde drei Jahre vor ihm aus dem Leben abgerufen.**) Er hat also die Erschütterung, welche der kühne Augustiner in der ganzen Welt hervorrief, ganz miterlebt. Umgekehrt hat freilich Luther nur aus der Ferne von dem wunderbaren Neuerer gehört.

Beide Männer haben viel Verwandtes an sich. Beides Faustnaturen in dem Forschen nach Wahrheit, rücksichtslos durch den Schein in das Sein der Dinge dringend und gegen eine tausendjährige aufs tiefste eingewurzelte Ueberlieferung ankämpfend. Wie Coppernicus darthat, daß der scheinbare unbewegliche Mittelpunkt der Welt, die Erde, nur ein um die

*) Nicolaus Coppernicus. Eine biographische Skizze. Berlin, Paetel 1899. Sammlung populärer Schriften herausgegeben von der Gesellschaft Urania zu Berlin. 84 S. 2 M.

**) Geboren zu Thorn am 19. Februar 1473, gestorben zu Frauenburg am 24. Mai 1543.

Sonne sich drehender Planet sei, so hat Luther gezeigt, daß der scheinbare unbewegliche Mittelpunkt der christlichen Welt, die von den Päpsten regierte Kirche, sich um die in der heiligen Schrift offenbarte Sonne, Jesus Christus, drehen müsse. Und doch wieder, welcher Unterschied zwischen den beiden Männern! Hier ein praktisch-religiöser Genius, dessen Leben von Jugend an ein beständiger Sturm und Drang war, dort ein humanistischer Stubengelehrter, der seine Neuerungen sorgfältig vor den Blicken des gemeinen Volkes hütete.*)

1. Coppernicus' Bildungsgang und Stellung als Domherr zur Reformation

Gewiß ist eines jeden Individuums Eigenart in seiner geheimnisvollen Naturanlage begründet, und doch bildet auch der äußere Lebensgang für die innere Entwicklung einen mächtigen Faktor. Nicolaus Coppernicus stammte nicht, wie der sächsische Bergmannssohn, aus den unteren sozialen Schichten. Sein Vater Niklas Koppernigk war ein Großkaufmann, anfangs in Krakau und dann in Thorn ansässig. Auch seine Mutter Barbara Watzelrode war einem alten Thorner Patriziergeschlechte entsprossen. Er konnte, ohne Hemmnisse wie Luther überwinden zu müssen, in seiner Vaterstadt Thorn auf der Johannisschule den Grund zu seiner Bildung legen. Allerdings traf den zehnjährigen Knaben das Unglück, seinen Vater zu verlieren, aber er hatte dafür das Glück, in dem Bruder seiner Mutter Lukas Watzelrode einen mächtigen Beschützer zu finden. Dieser sandte den neunzehnjährigen Jüngling auf die damals in hoher Blüte stehende Universität Krakau, wo er sich in die Artistenfakultät einschreiben ließ und von humanistischen Gelehrten in ihre Gedankenwelt eingeführt wurde. Sein Lebensstern lächelte ihm noch freundlicher zu, als sein Oheim Lukas Watzelrode den ermländischen Bischofsstuhl bestieg. Sofort bemühte sich dieser, und das ist für den in der römischen Kirche herrschenden Nepotismus charakteristisch, seinen Neffen in eine der fetten Domherrenstellen zu bringen. Nachdem er bereits einen Versuch in dieser Richtung vergeblich gemacht hatte, setzte er es 1497 richtig durch, daß Nicolaus, der damals erst vierundzwanzigjährige Student, zum Domherrn ernannt wurde. Damit fiel ihm ein Einkommen von jährlich etwa 9000 Mark, also eine für jene Zeiten fürstliche Einnahme zu, von der er allerdings, so lange er auf Universitäten studierte, nur einen winzigen Bruchteil empfangen zu haben scheint. Er hatte inzwischen die Universität zu Krakau mit der zu Bologna vertauscht, wo er sich in das Album der deutschen Nation, und was damit gleichbedeutend war, in die juristische Fakultät einschreiben ließ. Er brauchte nach den Bestimmungen des kanonischen Rechts nicht einmal persönlich zur Uebernahme der Domherrnstelle aus dem sonnigen Italien nach Frauenburg zu kommen, sondern übernahm sie durch einen Stellvertreter: auch dies ist für die Veräußerlichung der katholischen Kirche recht bezeichnend. Bei diesem Anlaß empfing er die vier unteren Weihen, die höheren hat er nie besessen. — Im Jubeljahre 1500 finden wir ihn in Rom, freilich mit anderen Interessen als später Luther. Er hielt dort bereits unter großem Zulaufe Vorlesungen über mathematische Gegenstände.

Erst 1501 nahm Coppernicus zum ersten Male an einer Sitzung des Kapitels in Frauenburg teil, und zwar hatte er sich lediglich zu dem Zwecke auf die weite Reise gemacht, um einen weitern Urlaub zu neuen Studien auf Universitäten zu erbitten. Das Kapitel bewilligte ihm den auch, und zwar darum, weil er versprach, außer dem Abschlusse der juristischen Studien noch Medizin zu studieren, und dann dem Bischofe und den übrigen Domherren als Arzt zu dienen. Wieder überstieg er die Alpen, um sich dem durch seine medizinische Fakultät berühmten Padua zuzuwenden, wo er sich in der That solche Kenntnisse aneignete, daß er später als Ermlands Aeskulap gefeiert wurde. Gewiß haben aber auch daneben die dortigen Humanisten, wie der Philosoph Pietro Pomponazzi, den vielseitigen Feuergeist angezogen. 1503 bestand er in Ferrara das Examen eines Doktors der Dekrete. Eine andere akademische Würde als diese juristische hat ihn nie geschmückt. Doch noch Jahre lang hielt ihn Italiens Zauberluft gefangen. Erst 1505 oder 1506 trat der jetzt zweiunddreißigjährige Domherr sein Amt in Frauenburg an.

Schon aus diesem Bildungsgange ist zu vermuten, daß die Hammerschläge, die später Luther an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg that, ihn nicht in seinem tiefsten Innern erschüttern werden. Seine Interessen waren weniger auf die Religion, als auf die Wissenschaften gerichtet, dazu war er durch seine persönlichen Schicksale mit den Einrichtungen der katholischen Kirche aufs engste verflochten.

Die Frauenburger Domherrnstelle ließ ihm genügend Muße, seine Studien weiter zu betreiben und sich insonderheit der Erforschung der wunderbaren Sternenwelt hinzugeben. Noch heute zeigt man dort einen Turm, in dem er sein Observatorium eingerichtet hatte und trotz der mangelhaftesten Beobachtungsmittel seine heliozentrische Theorie je länger je tiefer durchdachte. Seine berufliche Thätigkeit beschränkte sich meist darauf, dem Bischofe und den Genossen im Domstifte in Krankheitsfällen beizustehen. Der Ruf von seiner ärztlichen Thätigkeit drang über die Grenzen des Bistums hinaus, sodaß noch 1541 Herzog Albrecht von Preußen ihn zur Behandlung seines erkrankten Vertrauten Georg von Kunheim nach Königsberg zu kommen bat; und trotz der Verschiedenheit des Glaubens leistete der bald siebzigjährige Domherr dem Rufe freudig Folge. Sonst brachten nur einzelne Jahre besonders anstrengende Anforderungen an ihn. So wurde er 1516—21 zum Administrator der Kapitelsgüter in Allenstein ernannt und hatte zugleich die damit verbundenen landesherrlichen Hoheitsrechte auszuüben. Vielfach nahm ihn eine von ihm vergeblich erstrebte Reform der Münze in Anspruch. Das verantwortlichste Amt fiel ihm zu, als er 1523 während einer Bischofsvakanz durch das Vertrauen der Stiftsherren zum Generaladministrator des Bistums bestellt wurde. Hier hatte er Gelegenheit, sich amtlich mit der von Luther hervorgerufenen Kirchenbewegung zu beschäftigen.

Bekanntlich war die Reformation „mit vollen Segeln", wie Luther sich ausdrückte, nach Preußen „gelaufen". In Königsberg, Danzig, Thorn, Elbing jauchzte die Bürgerschaft der befreienden Botschaft zu. Natürlich drangen reformatorische Ideen auch in das vom Krummstabe regierte Ermland ein. Der letztverstorbene Bischof Kardinal Fabian von Losainen war selbst kein Feind der neuen Lehre gewesen. Einem Eiferer, der von ihm ein Verbot der lutherischen Lehre verlangte, hatte er geantwortet, derselbe möge zuvor Luther widerlegen. Auch Coppernicus nahm in diesen Streitigkeiten eine vermittelnde Stellung ein. Er gestand freimütig die Gebrechen der herrschenden Kirche ein, gab auch die sittlichen Beweggründe des Augustiners zu, wollte aber auf dem Boden der alten Kirche verharren und sie von innen heraus bessern und ausbauen. Demgemäß hat er weder während seiner Bischofsverweserzeit, noch sonst die reformatorische Bewegung zu unterdrücken gesucht, sich ihr aber auch nicht angeschlossen. Der samländische Bischof Georg von Polentz, der in der Weihnachtspredigt 1523 sich öffentlich zur Reformation bekannte, ließ ein Büchlein „110 Sätze oder Blumenlese vom äußern und innern Menschen, vom Glauben und Werken" erscheinen, in welchem er die lutherischen Grundgedanken verteidigte. Darauf veranlaßte Coppernicus seinen Herzensfreund und Genossen im Kapitel, den späteren Bischof von Kulm, Tiedemann Giese, zu einer Gegenschrift „Gegenblumenlese vom Glauben und Werken." Bei weitgehender Annäherung an den lutherischen Standpunkt wird hierin doch wieder der Pomp der katholischen Kirche mit Rücksicht auf das niedere Volk verteidigt und darauf hingewiesen, wie die evangelische Lehre von der Freiheit Viele zur Ungebundenheit verleite. Durch innerkatholische Reformen solle der Wittenberger Reformation das Wasser abgegraben werden. — Ein idealer Reformkatholizismus etwa in Contarinis Weise ist also der Standpunkt der beiden Freunde. Charakteristisch ist auch, daß Giese mit Melanchthon in Briefwechsel stand.

*) Eine Gegenüberstellung beider Männer vom katholischen Standpunkte findet sich in der Schrift von Hipler, Nikolaus Kopernikus und Martin Luther. Nach ermländischen Archivalien. Braunsberg 1868.

2. Das Verhalten der reformatorischen und katholischen Kreise zu Coppernicus

Der große Astronom hatte inzwischen seine Theorie in seinem Geiste ausreifen lassen, auch mit der Ausarbeitung handschriftlich begonnen, aber Nichts dem Drucke für die Oeffentlichkeit übergeben. Nur privatim hat er im Anfang der dreißiger Jahre durch eine kleine Druckschrift befreundeten Gelehrten von dem Kerne seiner Lehre Mitteilung gemacht. Mit Pythagoras, den er hoch verehrte, teilte er die Abneigung vor dem großen Publikum. Auch mochte ihn die Besorgnis vor Anfechtungen aus Rom, wo je länger je mehr eine antihumanistische Strömung aufkam, von einer öffentlichen Drucklegung zurückhalten. Trotzdem war von seiner Lehre schon Manches ins Volk durchgesickert und hatte natürlich zunächst nur Hohn und Spott hervorgerufen. Im lutherischen Elbing führte man Fastnachten 1531 ein Possenspiel auf, in dem der Frauenburger Domherr, welcher Alles auf den Kopf stellen wollte, arg verspottet wurde. Auch die beiden Häupter der Reformation wollten von dem kühnen Neuerer Nichts wissen. In seinen Tischreden*) sagte Luther, als auf Coppernicus die Rede kam: „Es gehet jetzt also: wer da will klug sein, der muß ihm etwas Eigenes machen, das muß das Allerbeste sein, wie ers machet. Der Narr will die ganze Kunst Astronomiä umkehren. Aber wie die heilige Schrift anzeigt, so hieß Josua die Sonne still stehen und nicht das Erdreich.“ — Auch Melanchthon, übrigens ein großer Freund der Sterndeuterei, verhielt sich bis an sein Ende gegen die Coppernicanische Lehre schroff ablehnend. Das Weltbild der heiligen Schrift war offenbar ein anderes, und jene Männer meinten, von der sinnlichen Anschauung zu schweigen, der Glaubwürdigkeit der Bibel auch in diesem Stücke keinen Eintrag thun zu dürfen.

Und doch ist es wieder ein eifriger Anhänger dieser Kirchenreformatoren gewesen, der zuerst völlig in die Lehren des kühnen Astronomen eindrang und die Drucklegung seines Werkes betrieben hat. Georg Joachim von Lauchen, nach seinem Geburtsorte Feldkirch in Vorarlberg, dem alten Rhätien, kurzweg Rheticus genannt, war auf Melanchthons Betreiben als Professor der Mathematik nach Wittenberg berufen worden. Als er hier von dem Coppernicanischen Weltsysteme hörte, trieb es ihn, den Propheten desselben persönlich kennen zu lernen. 1539 begab er sich auf die weite Reise nach Frauenburg und blieb hier und im übrigen Preußen zwei Jahre lang. Noch in späteren Jahren pries er es als sein größtes Glück, mit dem bewundernswürdigen Manne persönlich im Verkehre gestanden zu haben. Bezeichnend für Melanchthons Duldsamkeit ist es, daß er die von Rheticus bekleidete Stelle ihm offen hielt. Bei seiner Heimkehr ließ Rheticus 1542 einen Abschnitt der Niederschriften seines Meisters über die Trigonometrie bei Hans Lufft in Wittenberg, demselben Verleger, der die Lutherische Bibelübersetzung gedruckt hatte, erscheinen. Und als es endlich seinem Herzensfreund Giese gelungen war, Coppernicus zur Veröffentlichung seines ganzen Werkes, an dem er ein Menschenalter hindurch in der Stille gearbeitet hatte, zu bewegen, war es wieder Rheticus, der mit der kostbaren Handschrift nach Nürnberg eilte und dem dortigen Prediger und Mathematiker Andreas Osiander die Drucklegung übertrug. 1543 kam sie, wenn schon von Osianders Hand vielfach verschlimmbessert, zu stande.**) Gerade an Coppernicus' Todestage langte das erste gedruckte Exemplar von Nürnberg nach Frauenburg an, wenige Stunden nachher schlummerte der Fürst der Astronomen hinüber. So sind es evangelische Hände gewesen, welche des katholischen Domherrn Werk in die Oeffentlichkeit hinausgetragen haben.

Coppernicus hat in den letzten Lebensjahren an sich selber erfahren müssen, wie sein idealer Reformkatholizismus ein wenig befriedigender Standpunkt sei. 1538 hatte den ermländischen Bischofssitz Johannes von Hoefen, nach seiner Vaterstadt Danzig kurzweg Dantiscus genannt, bestiegen, ein glänzend begabter Mann, früher ein erklärter Humanist und Freigeist, der sich mit diplomatischen Aufträgen in Polens Dienste an den verschiedensten Höfen umhergetrieben, auch 1523 aus Neugierde Luther in Wittenberg persönlich aufgesucht hatte. Zahlreiche Liebesverhältnisse, aus deren einem eine Tochter Johanna Dantisca de Curiis entsprossen war, zeugten von seinen frivolen Anschauungen. Nachdem er Bischof, anfangs von Kulm, seit 1538, wie erwähnt, von Ermland geworden war, änderte sich dies mit einem Schlage, und aus dem leichtfertigen Weltkinde wurde ein strenger Eiferer. Sein Schützling und Berater war der fanatische Hosius, „der Hammer der Ketzer“ oder „Luthers Tod“ genannt. Schon 1539 erließ Dantiscus ein Dekret, durch das alle Nicht-rechtgläubigen außer Landes verwiesen wurden. Auch mit dem milde gesinnten, für die Wissenschaften glühenden Coppernicus geriet er in böse Streitigkeiten. Insonderheit beschuldigte er den Domherrn, mit seiner Verwandten Anna Schillings, die er zur Wirtschaftsführung in seinem Hause hatte, in unerlaubtem Verhältnisse zu stehen, und setzte es richtig durch, daß Coppernicus sie aus seinem Hause entlassen mußte. Ja, als Coppernicus seinen alten Busenfreund Giese, der inzwischen Bischof von Kulm geworden war, auf dessen Schlosse zu Löbau besuchte, kam Dantiscus von neuem mit seinen Anschuldigungen hervor und warf ihm vor, daß er dort mit Anna Schillings heimliche Zusammenkunft gehabt habe. Wie recht hatte doch Luther gethan, als er mit dem Priestercölibate brach und eine Ehefrau nahm!

Sein großes, das bisherige Weltbild völlig umstürzendes Buch hatte der Domherr in einer stattlichen Vorrede Papst Paul III. gewidmet, um zu zeigen, daß er mit seiner Lehre vor das Oberhaupt der Kirche hinzutreten sich getraue. Bekanntlich haben die spätern Päpste dies Vertrauen wenig gerechtfertigt. Sein Anhänger Galilei hat vor dem Inquisitionstribunal in Rom 1633 die Coppernicanische Lehre als „Irrtum und Ketzerei abschwören, verfluchen und verwünschen“ müssen. Von 1616 bis 1757 waren Bücher, die diese Lehre enthielten, auf den Index der verbotenen Schriften gesetzt. Dagegen ist es ein Protestant, Johannes Kepler, gewesen, der diese Lehre ausgebaut und zu der heute allgemein angenommenen Form gestaltet hat.

Im tiefsten Grunde waren doch das Coppernicanische Weltbild und die Reformation aus einer Wurzel entsprossen, aus der Liebe zur Wahrheit, von der der Apostel schreibt: Wir können Nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit.

Franz Jacobi

*) Walchsche Ausgabe. Halle 1743. S. 2260.

**) De Revolutionibus orbium coelestium libri VI. Norimbergae apud Joh. Petreium 1543.

Die Freiheit des Christenmenschen und die Liebedienerei

1

„Die Freiheit und das Himmelreich, sie dulden keine Halben,“ sagt Ernst Moritz Arndt. Merkwürdig, daß er die beiden zusammengekoppelt hat! Darf man denn Freiheit und Himmelreich auch nur in einem Atemzuge nennen?

Schenkt man den Gegnern des Christentums Glauben, so heißt das in der That die Freiheit schänden und verraten. Unter den Anklagen, die man wider dasselbe erhebt, kehrt doch eine immer wieder, daß es seine Anhänger zu servilen, charakterlosen Menschen mache und erziehe. Wir hören diese Anklage in der ersten Zeit der Kirche, wir vernehmen sie auch in der Gegenwart. Ein Mann wie Dühring, der — man mag über ihn sonst denken wie man wolle — mit ernstem und ernst zu nehmendem sittlichen Pathos, wenngleich von religionslosen Voraussetzungen ausgehend, für Förderung nnd Pflege der Sittlichkeit arbeitet, gefällt sich darin, immer wieder zu behaupten, daß das Christentum einem unmännlichen, sklavischen Geiste Vorschub leiste. Er macht dafür vor allem die jüdische Herkunft des Christentums verantwortlich; aber sein Vorwurf trifft doch das Christentum selbst und soll es treffen, wie er es ja für überlebt und abschaffenswert erachtet. Ja, und man täusche sich nicht: dieser Vorwurf wird laut oder in der Stille von Hunderttausenden gegen den christlichen Glauben geschleudert,

am lautesten von den Anhängern der Sozialdemokratie, die mit Recht oder Unrecht sonderlich in den Pastoren Schleppenträger und Verbündete der obern Zehntausend sehen und dafür häufig genug, wenn sie überhaupt reflektieren, den Grund in der Botschaft, in der Lehre suchen, deren Träger jene sind.

2

Wir sind gewohnt, die christliche Religion die Religion der Freiheit zu nennen — nein, wir wissen, daß sie es ist. Zu längeren Auseinandersetzungen über das, was Freiheit sei, über Verantwortlichkeit und Freiheit, darüber, wie weit wir dem Naturgesetz unterstehen, wie weit nicht, soll uns das hier nicht verführen. Frei sein im höchsten Sinne heißt uns aus freier Neigung nach dem erkannten Guten gleichmäßig handeln, ohne sich von den Wechselfällen des Lebens mehr beeinflussen zu lassen als durch das Säuseln des Abendwindes, der mit den Blättern spielt. Wir meinen, diese Erklärung von Freiheit habe auf allgemeinere Billigung Anspruch.

Wo aber findet diese Freiheit sich zu entwickeln und zu bethätigen freiere Bahnen als innerhalb der Welt des Christentums? Hier finden wir in den Geboten Normen für unser Thun, die sich unserm Innern immer wieder als abschließende, endgiltige, weder der Entwicklung fähige noch bedürftige bezeugen. Sie sind, wie Friedrich Paulsen in seiner „Einleitung in die Philosophie" ausführt, nicht eine Summe von willkürlichen Ge- und Verboten, mit denen ein Willkürherrscher uns beschwert hat; das Sittengesetz ist vielmehr „das Gesetz unsres Wesens selbst". Hier — in der Welt des Christentums — tritt uns in der Liebe Gottes eine Liebe entgegen, die uns, indem sie uns zugleich überwältigt und erhebt, gefangennimmt und befreit, fähig und willig macht, unser Leben nach jenen Normen einzurichten; in deren Lichte wir uns als Persönlichkeiten von ewigem Werte und ewiger Bestimmung anschauen lernen. Hat sie uns für sich gewonnen, so legt sie die Herrschaft über die Außenwelt wie über die böse Welt in uns in unsre Hände. Hier umgiebt uns endlich eine Weltanschauung, die uns nicht hinunterstößt in die Nacht des leben- und weltverneinenden Pessimismus, die uns vielmehr freier ausschreiten läßt, weil sie uns den völligen Sieg der Freiheit in der Zukunft zeigt.

Wo haben wir einen gleich günstigen Boden für die Freiheit, wo sonst finden wir all die Voraussetzungen beisammen, unter denen die Freiheit erwachen, wachsen und sich entfalten kann? „Aber seht ihr denn nicht," so rufen die Gegner dazwischen, „daß ihr, während ihr die Freiheit auf den Thron zu setzen meint, sie zu Gunsten der Unfreiheit depossediert? Oder was thut ihr Andres damit, daß ihr Gott und göttliche Gebote herbeibringt und auf sie die Freiheit begründet?" Wunderliche Anklage! Kann sie denn nimmer verstummen? Ist es Kurzsichtigkeit oder Böswilligkeit, die sie immer von von neuem uns entgegenhält? Giebt es denn irgendwo Freiheit ohne Gebundenheit? Ist nicht das Leben des Kindes an das der Mutter geknüpft, ehe es sein Sonderleben beginnt? Giebt es denn auch nur einen Besonnenen, der die Erziehung des Kindes für überflüssig hielte und sie nicht vielmehr für die notwendige Voraussetzung erachtete für sein späteres Leben, das sich in Selbstbestimmung und -entscheidung vollziehen soll? Rufen nicht auch die, die Gott aus der Welt weisen, eine sittliche Weltordnung oder etwas dergleichen zu Hilfe, und stellen sie damit uns Menschen nicht auch eine Macht gegenüber, die Unterwerfung von uns fordert?

Dühring sieht es als heiligste Lebensaufgabe jedes freier denkenden Menschen an, mit an der Beseitigung der Religion zu arbeiten, als des Despoten, der aus Freien Knechte mache, um dann schließlich doch an Stelle der verpönten ein Scheingebilde derselben zu setzen. Er nennt uns*) Freiheit, Vertrauen, Gerechtigkeit und Treue als die „hervorstechendsten Züge in den besten Stammestypen der Menschheit", hebt sie gleichsam als Kardinaltugenden heraus und meint dann schließlich, daß man sich doch auch „den Grund der Dinge" von diesen Tugenden — ja wie sollen wir sagen — gewissermaßen durchtränkt, auf sie angelegt denken müsse, wenn jene Tugenden für uns sicher begründet sein sollen. Er thut das zu Gunsten einer einheitlichen Weltanschauung und bringt doch damit zu einer Hinterthür herein, was er anfänglich an der Schwelle abgewiesen: eine Art von sittlicher Weltordnung, an die wir glauben, die wir hinnehmen **müssen**, wenn wir selber völlig zur Sittlichkeit heranleben sollen. Was heißt das aber schließlich Andres, als daß wir durch Gebundenheit zur Freiheit kommen?

Nun dann werfe man doch die Anklagen, mit denen man immer von neuem wieder das Christentum als eine Religion für Sklaven zu Felde zieht, zum alten Eisen. Sie treffen es nicht, wo es sich rein und im Sinne seines Stifters entwickelt, und können nur auf Unkundige den gewollten Eindruck machen.

3

Und dennoch! Treten uns nicht nur zu oft, wenn wir die Blätter der Geschichte des Christentums aufschlagen, auf christlicher Seite Anmaßung, Gespreiztheit, Steifheit, Selbstgefälligkeit, geistlicher Hochmut nach unten hin entgegen und dem gegenüber Kriecherei, Würdelosigkeit, ein feiles, überzeugungsloses Entgegenkommen, Liebedienerei nach oben hin? Wen hat es nicht auch schon in der Gegenwart mit Schmerz und Bitterkeit erfüllt, welche Wirkungen — nicht Tüchtigkeit, Charakter, Ueberzeugungstreue — nein: Geburt, Macht, Besitz, Rang und Stellung in kirchlichen Versammlungen und Ratssitzungen wie im täglichen Leben auf Männer der Kirche wie auf Laienchristen ausüben! Wie ganz anders wird von vielen unsrer Standes- und und Amtsgenossen „der Herr Baron" angefaßt als der bloß wohlgeborene Herr C! Es ist nicht ohne Grund, daß unter den Vorwürfen der Sozialdemokratie der der Kriecherei vor den Großen der Erde immer wiederkehrt. Solche sprichwörtliche Wendungen wie „Junker und Pfaffen" sind nicht zufällig und willkürlich entstanden. Mehr denn je wächst ja heute — und wir wollen Gott dafür danken — mit der größeren Verantwortlichkeit und dem größeren Pflichtenkreis des einzelnen Menschen auch sein gerechtes Selbstgefühl, und auch der Pastorenstand hat teil an diesem Wachstum. Indessen kann es nicht schaden, das Bewußtsein der Jämmerlichkeit jener Devotion zu stärken.

Aber woher nun stammt jene bedauerliche Würdelosigkeit, wenn die frohe Kunde, die uns Christus brachte, so gar nicht als ihr Nährboden in Frage kommen kann?

Geburt, Macht und Besitz haben immer eine Rolle in der Welt gespielt, und die Menschen alle, wie sie nun einmal sind, unterliegen nur zu leicht ihrem Einfluß. Zum mindesten kann Niemand behaupten, daß wir es hier mit einer christlichen Spezialität zu thun hätten. Sklavenseelen können wir in allen Berufen und Ständen, innerhalb und außerhalb der Kirche begegnen. Aber wenn allerdings gerade in der Kirche Christi die Freiheit gedeihen sollte: wer hält ihr hier den Widerpart, daß sie auch hier so oft verkümmert?

Es liegt das vor allem an der unglückseligen Verbindung, in die das Reich Christi mit den Reichen dieser Welt fast von Anfang an hineingezogen wurde. Sei es von den Fürsten, die unbewußt oder bewußt in dem Titel oder Amt eines patronus der Kirche eine Deckung und Stärkung ihrer weltlichen Macht suchten, sei es von den christlichen Nachfolgern des altrömischen pontifex maximus, für die mehr oder weniger der Titel servus servorum nur ein Deckmantel war, hinter dem sie ihre maßlose Herrschsucht zu befriedigen suchten. Das Reich Christi deckte sich immer weniger mit der Gemeinde Christi, es entwich immer mehr aus ihr, während es sich doch in ihr immer mehr entfalten sollte. Christi Gemeinde wurde eine Art weltlicher Genossenschaft: an Stelle der von Jesus gegebenen Maßstäbe für die Beurteilung der Welt traten weltliche; die himmlischen Güter traten in den Hintergrund und die weltlichen wurden die begehrenswerteren. Allerdings blieb die Reaktion dagegen zu keiner Zeit aus. Christus lebte ja doch immer in der Gemeinde und sein Geist fand immer seine Organe. Ging die Rückwirkung von einzelnen Männern **aus**, so wurde sie bald von kleineren bald von größeren Haufen getragen. Ihre Folgen

*) „Der Ersatz der Religion durch Vollkommeneres" von Dr. E. Dühring. S. 148 ff.

waren auch oft weithin genug zu spüren, aber ihre Wogen gingen niemals hoch genug, um die Verbindung von Kirche und Staat zu sprengen. Ja die am meisten aus den Tiefen des religiösen Bewußtseins quellende und schöpfende Bewegung, die Reformation, die der Gegensatz gegen jene Verquickung weltlicher und religiöser Gesichtspunkte ins Leben gerufen hatte, legitimierte sie schließlich geradezu durch ihre Ernennung der Landesfürsten zu Landesbischöfen. Wir lassen hier die Frage nach der Notwendigkeit dieser Entwicklung gänzlich bei Seite, wir wollen nicht die unseligen und die segensreichen Folgen gegen einander abwägen —, wir betrachten die Thatsache rein in Bezug auf die uns beschäftigende Frage. Da kann es aber keinen Augenblick bezweifelt werden, daß diese durch Luthers gewaltige Autorität gleichsam approbierte Verbindung von Kirche und Staat den allerübelsten Einfluß auf das Selbstgefühl der Christen der lutherischen Kirche gehabt hat. Es konnte nicht anders sein, wenn auch Luther selbst nichts weniger als ein Fürstenknecht gewesen ist. Die Fürsten, ihre Diener und Beamten, der Adel, aus dem sich diese vorzugsweise ergänzten, lenkten die Geschichte der Landeskirchen. Was Wunder, daß Geburt, Macht, Rang, Besitz ihre Besitzer und Vertreter nun auch in der Kirche, insbesondere in den Augen ihrer Diener, nur umsomehr als Etwas von höherem Wesen erscheinen ließen, und darum Sklavensinn und Liebedienerei, bei rühmlichen Ausnahmen, üppig ins Kraut schossen! Es wäre erstaunlich gewesen, wenn es anders gekommen wäre! Diese Folgen aber reichen mit ihren ursächlichen Erscheinungen bis in unsre Zeit herauf. Das mangelnde Selbstgefühl, die Liebedienerei ist von daher in gewissem Maße — ein natürlicher Hergang — in Fleisch und Blut übergegangen, traditionell geworden.

4

Nicht geringe Schuld an der bedauerlichen Erscheinung trägt gewiß aber auch die religiöse Unterweisung und Erziehung. Wir denken hier vor allem an die Lehre von der Buße, die in der christlichen Unterweisung und Verkündigung unsres Erachtens vielfach eine verhängnisvolle Rolle spielt, sei es, daß sie zu früh an die zu Unterweisenden herangebracht oder in ihrem Wesen mißverständlich dargestellt wird. Man mißverstehe uns nicht! Wir wissen sehr wohl, daß der Vorläufer unsres Herrn der größte Bußprediger aller Zeiten war, daß er Bußprediger sein mußte, wenn er Bahnbrecher Jesu sein wollte; wissen, daß der Herr selbst mit dem Rufe zur Buße an das Geschlecht seiner Tage herantrat — uns ist auch nicht entgangen, welche Stelle die Buße in der Verkündigung seiner Apostel inne hat. Wir leugnen die grundlegende Bedeutung der Buße für das innere Leben des Menschen keinen Augenblick. Ja die recht verstandene Buße ist in Wahrheit die Thür, durch die der Mensch zur Freiheit schreitet. Aber umsomehr haben wir dann allerdings darauf zu achten, daß in diesem Stück der religiösen Unterweisung nicht gefehlt werde.

Der Herr und seine Apostel wenden sich mit dem Rufe zur Buße an die Erwachsenen; er denkt so wenig daran, die Kinder in diesen Ruf einzuschließen, daß er sie vielmehr als Vorbilder für die Erwachsenen hinstellt: „Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Es ist ja das eigentlich so natürlich und selbstverständlich, daß es überflüssig erscheint, es hervorzuheben. Aber doch nicht so ganz. Handeln wir denn darnach? Benutzen wir die Winke, die für uns darin liegen? Nein — ganz anders wie unser Herr und Meister treten wir mit der Forderung der Buße zumeist nur zu früh an unsre Zöglinge heran. Das muß aber unheilvoll ausschlagen. Wo der Ruf zur Buße Gehör finden soll, da muß entweder ein geschärftes Empfinden für das Böse und die Häßlichkeit des Bösen vorhanden, oder es müssen schwere Sünden begangen sein. Aber Beides fehlt gerade normalerweise im Kindesalter. Die „schweren Sünden“ sind bei Kindern Gott Lob selten — vielleicht kann man überhaupt noch nicht von schweren Sünden in diesem Alter sprechen. Und jenes schärfere Empfinden für Gut und Böse, Recht und Unrecht wiederum setzt einen sittlich und geistig höheren Standpunkt voraus als ihn das Kind gewöhnlich hat. Es besitzt noch keine Einsicht in Natur und Wert von Gut und Böse; thut es das Gute, so thut es dasselbe unbewußt oder auf Autorität hin. Was wird dann aber die Folge sein, wo das „Thue Buße“ zu früh dem Kinde vorgelegt wird? Es wird der Forderung verständnislos gegenüberstehen, es wird im besten Fall rein mechanisch ohne jene innere Anteilnahme die Forderung zu erfüllen suchen, deren Erfüllung gerade das Eingehen der ganzen Persönlichkeit verlangt. Und das ist nicht das Schlimmste. Es ist eine alte, in der Natur der Sache begründete Erfahrung, daß wir Menschen das Verständnis, den Geschmack an dem und für das, was uns vorzeitig und verfrüht entgegengebracht und angeboten wurde, am ehesten verlieren. Das Schlimmste ist, daß auch dem Erwachsenen die Notwendigkeit der Buße als eine antiquierte Theologen-Forderung erscheint und er sich der inneren Entscheidung enthoben meint, aus der er erst die wahre Freiheit der Welt gegenüber gewinnt.

Während so der Weg zur Buße und damit auch zur Freiheit überhaupt verlegt wird, wird das Wesen der Buße andrerseits durch eine irreführende Darlegung ihres Inhalts häufig genug verfälscht. Die landläufige Darlegung derselben zählt drei Stufen auf, innerhalb deren sie verlaufen müsse: Erkenntnis, Bekenntnis der Sünde, Reue und Schmerz über die Sünde. Wir wollen keines dieser Stücke ausscheiden. Sie gehören in der That dazu. Aber auf das letzte Stück wird ein ungebührlicher Nachdruck gelegt. Nicht, daß wir mit Lessing die Reue „für die unnützeste aller unangenehmen Empfindungen“ erklären möchten. Behüte! Aber der Schmerz — die göttliche Traurigkeit — ist doch immer nur mehr eine Begleiterscheinung der Buße — niemals die Buße selbst. Buße fällt mit Sinnesänderung, innerer Abkehr von der Sünde zusammen. Hebt diese Sinnesänderung natürlicherweise innerlich an, so muß sie sich doch auch sogleich äußerlich bekunden. Dabei wird jener Schmerz über die Sünde nur mehr die Anfänge dieser neuen Lebensrichtung begleiten. Der Herr selbst legt deshalb auch nie einen besondern Nachdruck auf das Schmerzgefühl; er preist die Leidtragenden selig, weil ihm ihr Leid ein Zeichen ihrer Umkehr ist; was er aber unermüdlich fordert, ist Sinnesänderung, energische, vor keinem Opfer zurückscheuende Bekämpfung des Bösen in uns. Ist unsre Sünde groß, Gottes Gnade ist noch größer: darin gipfelt doch die frohe Botschaft, die uns Jesus gebracht hat. Nun dann gilt es aber auch, uns nicht im Schmerz über unsre Verfehlungen einzuspinnen, sondern freudig in Herzenshingabe an die Gottesgnade den neuen Weg zu beschreiten, für den uns der Herr Führer, Licht- und Lebensspender ist. Hier wo Buße und Glaube sich berühren, ist die Buße doch erst, was sie wirklich sein soll.

Warum aber diese Ausführungen? Weil es nicht selten ist, daß in Predigt und Unterricht der Schmerz über die Sünde allzu sehr betont, zu lange bei ihm verweilt wird, wie wenn in ihm die Buße gipfeln und sich vollenden müsse. Es ist das nicht nur nicht wahr, wie wir gesehen haben — es kann das auch die allerverderblichsten Folgen haben. Es führt das bei nicht Wenigen von denen, die mit der Forderung der Buße Ernst zu machen suchen, zur nichtigsten, unfruchtbarsten Selbstquälerei. Sie aber ist die Todfeindin christlicher Charakterbildung. Jene Unglücklichen kommen nie über ein trauriges mit ihren Gedanken bei ihren Sünden Verweilen und fortwährendes Sichselbstanklagen hinaus. Ihnen geht jede Initiative, jedes frohgemute, energische Handeln, jede Ausdauer ab. Sie wissen und besitzen Nichts von jenem königlichen Herrentum, das Luther in seinem Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen uns Christen vor die Augen malt. Sie haben keinen Widerspruch gegen ungerecht erhobene Ansprüche. Scheu und verschüchtert, nachgiebig und jedem energischen Willen, der ihnen entgegentritt, sich beugend, fügen sie sich leicht in die Rolle gehorsamer Diener. Sie sind Knechte der Menschen, weil sie in ihrem selbstquälerischen Schmerz über ihre Sünde es nie zu der innerlich erhebenden, freimachenden Gewißheit der Gotteskindschaft bringen.

5

Sicher leisten endlich auch der Entstehung liebedienerischer Gesinnung die *mißverstandenen* Demuts- und Sanftmutsmahnungen des Herrn Vorschub. Wir denken an Worte wie: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen" und ähnliche; Mahnungen, die in dem bekannten Ausspruch des Herrn: „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel; sondern so dir Jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar" einen besonders anschaulichen Ausdruck erhalten haben. Sie haben ihr Seitenstück in ähnlichen Worten der Apostel. Diese Worte machen vielen jungen Theologen und ernstgesinnten Christen unendlich mehr zu schaffen, als man gemeinhin glaubt. Sie enthalten auch ihre großen Schwierigkeiten, die aber doch zu lösen sind. Man darf nur nicht vergessen, daß die Sanftmutsregeln des Herrn auch mit aus dem Gegensatz zu den jüdischen Grundsätzen des „Auge um Auge, Zahn um Zahn" verstanden werden wollen. Der beste Kommentar dazu freilich ist das Leben des Herrn und seiner Apostel. Dieses lehrt uns aber, daß die Demut, die der Herr fordert, ein gesundes und starkes Selbstgefühl nicht ausschließt sondern einschließt. Sie entspringt ja dem sich überall von der Gnade Gottes Getragenwissen. Ist das aber ihr Ursprung, so wird sie sich ebensowohl in kindlicher Beugung unter Gottes Hand wie in männlichem Selbstgefühl und tapferer Haltung den Unbilden des Lebens wie den Uebergriffen und ungerechtfertigten Ansprüchen der Menschen gegenüber bethätigen. Wo schauen wir denn zu Gottesmännern, von dem Anfänger und Vollender unsres Glaubens an, empor, deren Leben uns das nicht bewiese? Lieder wie: „Ist Gott für mich, so trete gleich Alles wider mich" — „Ein feste Burg ist unser Gott", die wir mit Recht aufs höchste schätzen, atmen fürwahr tapfersten Heldengeist und stärkstes Freiheitsgefühl. Wer erkennt darin nicht den Geist des Christentums? Indem nun aber Viele jene Mahnungen des Herrn nach ihrem buchstäblich-scheinbaren Sinne nehmen, erachten sie jedes männlich-tapfere Empfinden damit in Widerspruch und sind halt- und willenlos, wo ihnen die Hohen der Erde aus weit weniger gerechtem Selbstgefühl voller Anspruch auf besondere Anerkennung herrisch entgegentreten.

Als der Herzog von Lévis einst bei einer Rundfahrt über den Genfersee sich mit seinem Bootsmann in ein Gespräch einließ und unter Anderem äußerte, wie sie im Waadtland doch nun (1803) Alle frei und gleich seien, erwiderte der Bootsmann, mit der Linken auf einen Kirchtum weisend, mit der Rechten eine Münze hervorholend: „Die Freiheit ist in meinem Geldbeutel und die Gleichheit auf dem Friedhof." — In der Ansicht des Bootsmannes werden viele Menschen heutzutage die ihre wiederfinden. Andere wieder werden es auch im neuen Jahrhundert mit dem Dichter halten, der beim Antritt des zu Ende gegangenen sang:

Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Aber weder jener noch dieser haben Recht. Wir Christen wissen, daß die Freiheit weder ein leerer Wahn ist noch aus Irdischem entspringt. Sie erblüht Jedwedem, der sich dem Gott der Liebe, der sich uns in Christo kundgethan, von Herzen hingiebt.

Scheint die Liebedienerei, der wir heute so oft begegnen, dem zu widersprechen — es scheint das eben nur so; sie ist das Erzeugnis äußerer Einflüsse, deren wichtigste wir in unsern Ausführungen dargelegt zu haben glauben.

Otto Kraft

Bemerkungen zu der Frage nach der Oertlichkeit des Grabes Christi

In Nr. 14 teilt uns Göhre Verschiedenes aus dem Bericht eines gewissen *Woltmann* mit über die heiligen Stätten in Jerusalem und namentlich über das Grab Christi. Der Bericht ist gegeben auf Grund eigener Anschauung. Das eigentlich Interessante und Wertvolle an dem Bericht liegt ja darin, daß Woltmann als Sozialdemokrat ein lebhaftes Interesse an der Persönlichkeit Christi, an ihrer Geschichtlichkeit und an den Zeugnissen für diese Geschichtlichkeit an den Tag legt und wohl auch bei seinen Gesinnungsgenossen voraussetzt.

Göhre führt aber jenen Berichterstatter Woltmann noch unter einem andern Gesichtspunkt an. Er ist ihm ein neuer und beachtenswerter Zeuge dafür, daß das offizielle Golgatha unecht, daß aber höchst wahrscheinlich der sogenannte Gordonhügel im Norden der Stadt draußen vor dem Damaskusthor die echte Stätte der Kreuzigung sei.

Bekanntlich ist diese Ansicht schon vor Woltmann sehr häufig ausgesprochen worden. Namentlich die englischen und amerikanischen Forschungsreisenden treten mit Wärme dafür ein. Auch von Soden hat sich in seinen Reisebriefen dafür entschieden. Göhre aber meint, Woltmann habe einen neuen, vor ihm noch nicht erbrachten Beweisgrund dafür aufgestellt, und rühmt diesen Beweisgrund als einen „sehr feinen." Woltmann nämlich sagt, es sei doch wohl kaum denkbar, daß, wenn das offizielle Golgatha das echte sei, dann *zwei* gleichartig gestaltete Hügel, beidemal mit Gärten und Gräbern zur Seite, sich in demselben eng umgrenzten räumlichen Bezirk im Norden der Stadt sollten vorgefunden haben.

Gerade gegen *diesen* Beweisgrund als einen besonders triftigen und durchschlagenden muß ich aus eigener Anschauung Protest erheben. Ich bin des öftern im Norden der Stadt zwischen dem Damaskusthor und der Nordostecke der Stadtmauer und auch über diese hinaus auf meinen Spaziergängen umhergewandert und habe diese einsame Gegend mit ihren charakteristischen Formen auf mich wirken lassen. Da ist es mir aufgefallen, wie dieselbe Form der Hügelbildung immer wiederkehrt. Diese Kalkhügel haben eigentlich alle dasselbe Gesicht. Sie fallen nach Süden oder Westen steil ab und der felsige Absturz ist unten von Grotten oder Höhlen durchsetzt, während die entgegengesetzte Seite, gleich der Kuppe mit Rasen bedeckt, sich in rundlicher Wölbung nach unten senkt. Man kann, wenn man will, in jedem Hügel das Bild eines Schädels erblicken. Offenbar ist ein gemeinsamer geologischer Vorgang die Ursache dieser Hügelbildung gewesen. Im Süden der Stadt zeigt sich diese gleichmäßige Bildung nicht. Ich vermute daher, daß auch der Felsenhügel, über dem die Grabeskirche erbaut ist, ursprünglich dieselbe Gestalt gehabt hat. Natürlich ist diese Gestalt jetzt nicht mehr zu erkennen, ja sie ist schon durch den Bau Konstantins wesentlich verändert worden. Wahrscheinlich war dieser Hügel kleiner als der weiter nördlich gelegene sogenannte Gordonhügel, und eben deshalb vielleicht trat die Schädelform noch deutlicher und charakteristischer hervor, so daß man ihn vor den andern schlechthin „den Schädel" nennen konnte. Dabei ist freilich immer vorausgesetzt, daß der Name des Ortes wirklich von der Form des Hügels hergenommen war, eine Voraussetzung, die doch höchstens im Text des Lukas eine direkte Bestätigung finden könnte. Jüdische Gräber aber wurden fast überall in der Tiefe neben den Hügeln angelegt, ebenso Gärten, zumal in so unmittelbarer Nähe der Stadt. Faßt man also die Bodenbeschaffenheit ins Auge, wie sie sich in jener Gegend nördlich der Stadt zeigt, so erscheint das Argument Woltmanns, auf das Göhre so viel Gewicht legt, durchaus hinfällig.

Warum ferner ist für Woltmann der Umstand so bedeutungsvoll, daß das Felsengrab, das neuerlich an der Westseite des Gordonhügels gefunden wurde, augenscheinlich nicht ganz fertig gestellt worden ist? Die Evangelisten erwähnen doch nur, daß das Grab im Besitz Josefs von Arimathia „*noch nicht gebraucht*" war. Deshalb muß es doch nicht notwendig zur Zeit der Grablegung Christi auch *noch unvollendet* gewesen sein. Auch dieser Umstand also erscheint nicht gerade als besonders ins Gewicht fallend.

Merkwürdig hingegen ist mir, daß Woltmann einer andern Thatsache gar nicht Erwähnung thut. Auch von Soden und Andere weisen, so viel ich sehe, nicht darauf hin. Als ich in Jerusalem war (1891), sprach man sehr Viel davon, daß in unmittelbarer Nähe jenes Grabes am Gordonhügel kürzlich ein Stein aufgefunden worden sei, der als der Grabstein eines Christengrabes etwa aus dem zweiten Jahrhundert erkennbar

sei. Dieser Stein enthalte in seiner griechischen Inschrift den Satz: „Ich danke Gott, daß ich mich so nahe bei dem Grabe Christi durfte bestatten lassen." Gesehen habe ich den Stein freilich nicht, denn man erzählte mir, die Franziskaner hätten ihn sofort mit Beschlag belegt und zeigten ihn Niemand, weil sie fürchteten, die Autorität der Grabeskirche könne dadurch untergraben werden. Immerhin wäre es doch von Wichtigkeit, wenn archäologische Autoritäten diesem Funde, vorausgesetzt, daß er wirklich gemacht worden ist, näher nachforschen wollten. Freilich einen durchschlagenden Beweisgrund würde auch dieser Stein nicht abgeben.

Man wird nach allen neueren Forschungen wohl noch immer sagen müssen: Möglich sind beide Annahmen, sowohl die, daß das echte Golgatha in der Grabeskirche zu suchen ist, als auch die, daß der Gordonhügel die Stätte der Kreuzigung ist. Und genau genommen haben beide Möglichkeiten wohl etwa gleich Viel für sich. Ein zwingender Beweis für die eine oder die andere Annahme ist bis jetzt noch nicht erbracht worden. Ebensowenig ist eine von beiden unwiderleglich als falsch erwiesen worden.

Und sollte nicht diese Lage der Dinge gerade das sein, was Gott durch die Lenkung der Geschicke hat herbeiführen wollen? Jerusalem hat mit seiner Umgebung schon in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung so durchgreifende Veränderungen erfahren, teils durch aufgehäuften und nie entfernten Trümmerschutt, teils durch neue Bebauung des Geländes und Verschiebung des ursprünglichen Stadtplanes, daß die heiligen Stätten dadurch bis zur Unauffindbarkeit verwischt worden sind. Was an jenen Stätten geschehen ist, hat für uns ebensowohl religiöse als geschichtliche Bedeutung. Die Religion aber als Sache des Glaubens bedarf des genauen Nachweises der Oertlichkeiten nicht, weder im Interesse des Wahrheitsbeweises noch des Kultus. Unser Glaube ruht auf ganz andern Grundlagen, und unsre Anbetung vollzieht sich im Geist und in der Wahrheit. G Burkhardt

Zur Beurteilung der Chinesen

Der Aufforderung, ein Wort über Arthur H. Smith **Chinese Characteristics** — deutsch frei bearbeitet von F. C. Dürbig (Würzburg, Stuber 1900) — zu sagen, würde ich nicht folgen, wenn ich nicht hier Gelegenheit gehabt hätte, mit Männern über dieses Buch zu sprechen, denen Niemand abstreiten kann, daß auch sie aus zehn- und jahrzehntelanger Erfahrung und Arbeit unter den Chinesen ein zuverlässiges Urteil über das Volk haben. Nur einer davon ist Missionar und zwar ein Freund Smiths, derselben Missionsgesellschaft angehörig und Jahre hindurch sein Nachbar auf dem Missionsfeld in Shantung. Erfahrungen, die ich persönlich mit dem Buche gemacht hatte, die Empfindungen und Fragen, die es mir anregte, veranlaßten mich, jene Männer um ihr Urteil zu fragen und mich weiter belehren zu lassen. Gerne teile ich Einiges von dem mit, was ich dadurch erfahren habe; denn es scheint den Rezensionen aus Deutschland nach, als ob dort in weiten Kreisen die Anschauung sich bilde: das Smithsche Buch sei die authentische und unübertreffliche Quelle zum Verständnis der Chinesen.*) Und das wäre höchst bedauerlich, weil höchst ungerecht.

Ich las das Buch zuerst in Deutschland, wenige Wochen vordem ich abreiste, dem Beruf entgegen, der mich in die nächste und vielleicht dauernde Berührung mit den Chinesen bringen sollte. Da haben diese „Charakterzüge", von denen ich auch damals hörte, wie vorzüglich sie seien, einen äußerst deprimierenden Eindruck auf mich gemacht. Auf Andere, denen ich das Buch in die Hand gab, übte es die Wirkung, daß ich bedauerte, die Veranlassung für ihre Bekanntschaft damit gewesen zu sein. Auf der einen Seite lachten sie unbändig über diese komischen Käuze von Chinesen, auf der andern hieß es: sie sind doch eine widerliche, unsympathische, verlogene Gesellschaft; ich dankte dafür, mit denen mich abzugeben. — Nun kam ich nach China, und von der Stunde an, als ich die Chinesen sah, wurde ich angenehm enttäuscht; wie nett und freundlich die Dienerschaft im Haus, wie sympathisch selbst die armen Kulis, die vor Vergnügen strahlten, wenn ein freundliches oder scherzendes Wort ihnen gesagt war, wie entgegenkommend die Leute draußen auf dem Land!

So rosig bleiben ja die Eindrücke nicht. Wir haben auch hier schon manches Unerfreuliche erfahren, und gerade leider auch das, was Smith als den Kardinalfehler der Chinesen nennt, den Mangel an Aufrichtigkeit. Man wird auf viele traurige Erfahrungen gerüstet sein müssen, und häufig wird man dann bei Smith einen Beleg dafür finden. Aber noch mehr werden Erfahrungen gemacht — ich rede nicht von den meinen — die sich in der Smithschen Charakteristik der Chinesen einfach nicht unterbringen lassen. Zwar will der Verfasser ja nur einige wenige Charakterzüge geben, wie sie nach den Eindrücken eines Einzelnen sich darstellen. Man darf aber auch in der That nicht erwarten, daß dabei ein Bild herauskomme, welches dem Durchschnitt entspricht. „Es läßt sich ein eben so dickes und noch dickeres Buch schreiben", sagt mir sein Mitarbeiter, der seit 38 Jahren in China lebt, „das dieselben Chinesen, die Smith im Auge hat, aus derselben Gegend ganz anders und besser erscheinen läßt." Vor allem aber erscheint recht Vieles von dem, was Smith zur Charakteristik der Chinesen sagt, in einer unnatürlichen bizarren Beleuchtung. Das Buch ist außerordentlich reich an Beispielen und kleinen Geschichten und zumeist selbsterlebten, so daß der Leser durchaus den Eindruck der vollen Wirklichkeit erhält. Aber diese Geschichtchen stellen die extremen komischsten Auswüchse der vorhandenen Eigenschaften dar. Darauf beruht ja das Anziehende des Buches; darum liest es sich mit solchem „Genuß". Humoristisches liest sich immer mit Genuß. Und der Verfasser ist eben Humorist. Hören wir darüber seinen Freund. „Smith hat eine merkwürdig ausgeprägte Vorliebe für das Komische; er selbst kann infolgedessen gar nicht anders sprechen als in dieser Weise; ja selbst in seinen Predigten kommt es zuweilen vor, daß er die ihm zuhörenden Chinesen zu lautem Lachen nötigt."

Daß Smith seine Charakteristik zuerst für eine Zeitung in Shanghai schrieb, hat ihn auch gewiß nicht veranlaßt, seiner ihm eigentümlichen Art, die das Lachen der Zuhörer erregt, Einschränkung aufzuerlegen. Dieses ursprüngliche Gepräge der Artikel hat durch die revidierte Buchform nicht wohl verwischt werden können. Vermutlich wird jeder Leser bei vielen Stellen es herausfühlen, daß sie nicht so ernsthaft zu nehmen sind, und sich sagen: Ganz so kann es doch wohl unmöglich sein und nicht allgemein sein; z. B. bei dem, was Smith über den Gebrauch der Katzenaugen als Zeitmesser oder über die Adressen der Briefe sagt (S. 42, 56; bei Dürbig S. 24, 33), und bei manchen Anderm mehr, was thatsächlich auch von seinem guten Freunde als ‚overdone' zugestanden wird. Auch aus dem, was Smith gelegentlich als Charakterzüge der Westländer hinstellt, darf jeder einen berechtigten Schluß auf die „chinesischen" Charakterzüge machen; ich denke z. B. an die Schilderung der Nervosität (S. 90 f.), von der seiner Meinung nach alle seine Leser (Dürbig S. 60 abmildernd: die Mehrzahl) betroffen sind.

So wird man denn das Smithsche Buch mit großer Vorsicht lesen müssen. Nicht gegen den Autor selbst möchte ich Etwas sagen, sondern warnen vor der gefährlichen Verherrlichung des Buches als der zuverlässigsten Quelle, des „Besten, was wir über China haben", ein Urteil, vor dem der Verfasser selbst in seinem Vorwort ganz ausdrücklich warnt.

Was man aber auch immer sagen mag, um die Schätzung des Buches auf das richtige Maß zu beschränken, das gilt in zehnfachem Grad gegen die deutsche „freie Bearbeitung" und Verkürzung Dürbigs. Ich bedaure Smith und bedaure den des Englischen unkundigen deutschen Leser, daß das Buch diese Bearbeitung mit diesen Anmerkungen und diesem Nachwort gefunden hat.*) Ich würde eine derartige freie Bearbeitung,

*) Man vergleiche z. B. Litterarisches Zentralblatt 1900, Nr. 29. D H

*) Vgl. Litterarisches Zentralblatt a. a. O.: „Jedenfalls hat der Bearbeiter seine Aufgabe glänzend gelöst." D H

bei der zudem die „Freiheit“ nicht selten nur in einer oberflächlichen unrichtigen Uebersetzung besteht, als eine Rücksichtslosigkeit gegen den Autor empfinden. Die Uebertreibungen, die an sich die Smithsche Art mit sich bringt, werden durch Dürbig noch krasser; die Chinesen erscheinen noch dümmer und seltsamer. Der ganze Ton des Buches den Chinesen gegenüber wird verändert; zwar handelt es sich dabei meist nur um Nüancen, aber die Nüance macht da bekanntlich viel, wenn z. B. Dürbig durchgehend von dem „bezopften Mann“, der „bezopften Rasse“ oder dem „dicken Chinesen“ redet, wozu ihm das Original niemals Anhalt bietet. Es spricht in dem deutschen Buch nicht mehr der Mann allein zu uns, der bei aller Erkenntnis und bei vollem Empfinden für die unsympathischen Charakterzüge der Chinesen doch ein Herz für sie hat und sein Lebenswerk daran setzte, ihnen zu einem andern Geist zu verhelfen, sondern der Geschäftsmann, der — so sagt er ja selbst in seinem Vorwort — für die Eigenheiten der Chinesen aus dem Grunde sich interessirt, um seine Kunden so behandeln zu können, daß er dabei ein möglichst gutes Geschäft macht.

Ich glaube, Smith würde es Dürbig danken, wenn er seine „Bearbeitung“ durch eine einfache getreue Uebersetzung des Werkes — einschließlich des Vorwortes — wieder gut machte.*)

Tsingtau — Schüler

The Master Christian

by Marie Corelli. Tauchnitz. 2 vol.

Einmal schon sind die Leser dieser Zeitschrift auf Marie Corelli aufmerksam gemacht worden, als sie im Mighty Atom die Leiden eines nach Gott suchenden Kindes geschildert hatte. In diesem ihrem neusten Buche tritt sie noch unmittelbarer in den Interessenkreis der Christlichen Welt. Hat sie auch früher gesellige Vorurteile nicht geschont, so geht sie diesmal zur kühnen Herausforderung der mächtigsten Institution der Welt, der Kirche, über. Die in Paris und Rom sich entwickelnden Ereignisse erhalten den Leser in größter Spannung und gipfeln mehrfach in Höhepunkten der Handlung von erschütternder Wirkung. Die Darstellung zweier Liebesverhältnisse bietet Raum für alle zarten und warmen Farbentöne, darüber ihr Pinsel gebietet. Daß dem Italiener dabei nur die Rolle des Bösewichtes zufällt, ist kaum zu verwundern; denn was Gutes und Liebenswürdiges in diesem Volke ist, vom Schein zu trennen vermag nur, wer lange Jahre unter ihm lebt. Dem flüchtigen Beobachter, dem Reisenden, muß die Fülle des Schlechten und Falschen, das mit Vorliebe öffentlich behandelt wird, das Urteil verwirren.

Die Helden der Erzählung sind von hoher Idealität getragen, leiden aber deshalb an der Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit solcher Charaktere. Ein Kardinal, wie er sein sollte, ist vielleicht schon einmal dagewesen, aber der angelsächsische und der französische Volkstribun, Zertrümmerer alles Kirchentums, haben nicht Fleisch noch Bein. Prediger eines Volksevangeliums, wie sie meinen, daß die von Menschenwerk befreite Christusgestalt es bedinge, stehen sie sozusagen in der Luft, worüber die Begeisterung für ihre Theorie die Verfasserin täuscht. Der leitende Gedanke ist, daß die Kirche als Besitzende, Herrschende kein Existenzrecht hat:

Christus hat keine Kirche gegründet, er wollte eine brüderliche Genossenschaft bilden. Er vertraute zwölf Männern. Sie alle verließen ihn in seiner höchsten Not und einer verriet ihn. Als er starb und auferstand, strebten sie durch seine Göttlichkeit selbst in göttliches Licht gerückt zu werden. Sie predigten sein Wort der Welt, gewiß; aber sie predigten ihr eigenes ebenfalls: daher die Kirche.

Die unsägliche Verderbnis dieser Kirche in Rom zu zeichnen, gelingt der Verfasserin meisterhaft. Selbst nach zwanzigjährigem Aufenthalt hier hätte ich Nichts daran zu erinnern außer etwa, daß sie die Unsittlichkeit für verborgener hält, als sie thatsächlich ist.

Mit richtigem Blick erkennt Marie Corelli, was Fremde so selten sehen und man im Norden nicht hören will, in welchem Maße die Geldfrage mitspielt:

Die Bekehrung Englands ist die größte Finanzspekulation der Jetztzeit, und jeder Wallfahrtsort hat seinen Kreis von Aktionären unter den Monsignori.

Selbstverständlich muß die Art ihrer Auffassung bei allen denen leidenschaftlichen Widerspruch hervorrufen, die an der orthodoxen Anschauung einer vom heiligen Geist inspirierten und durch die Jahrhunderte geführten Kirche hängen. Denn wenn auch die eigentliche Spitze Rom trifft, so fallen doch auf die englische Staatskirche scharfe Hiebe, und im Grunde meint die Verfasserin jedes Kirchentum, das die Besitzenden in ihrer Herzenshärtigkeit bestärkt und schweigend die bodenlose Unsittlichkeit breiter Schichten duldet.

Wie schwer übrigens dies nun immer wieder auftauchende Ideal einer Christus-gleichen Genossenschaft auch nur darzustellen, geschweige denn zu leben sei, beweist das von der Londoner Gemeinschaft entworfene Bild. Im Vergleich mit der von einem frommen Gottesdienst gebotenen Erbauung erscheint es dürftig, kalt und nicht einmal neu. Abgesehen davon, daß alles religiöse Leben in solche Einzelerscheinungen auflösen es töten hieße. Es sind eben aus innerem Ungenügen erwachsene fromme Wünsche.

Einen ernstlicheren, ja den einzigen sehr entschiedenen Vorwurf, den ich der Verfasserin mache und mit mir gewiß Viele, ist der Knabe Manuel, ein vom Kardinal gefundenes und beschütztes Kind, in dem sie — um es klar zu sagen — eine neue Inkarnation Christi darstellt. Höchst wirkungsvoll gestaltet sich ihr dadurch der dem Knaben in den Mund gelegte Protest gegen den Greuel an heiliger Stätte, gegen die Peterskirche, den Greis im Vatikan, die Schar der Kirchenfürsten. In natürlicher Weise erwächst daraus Haß und Verfolgung. Es ist höchst dramatisch — aber es sollte doch nicht sein. Wir haben kein Recht, eine solche Manifestation, die nicht einmal als Vision gehalten, sondern in grelle Wirklichkeit gerückt ist, in den Rahmen einer Erzählung zu ziehen, so weihevoll immer die Gestalt behandelt wird. Es ist unerträglich für Alle, denen Er der Herr, denen Er Weg, Wahrheit und Leben ist.

Rom — Maria Sell

Verschiedenes

Im Kampf um Gott und um das eigene Ich. Ernsthafte Plaudereien von Karl König. Freiburg i. B. und Leipzig, Paul Waetzel 1901. 133 S. Gebunden 1,50 Mk.

„Die christliche Religion hat als Evangelium nur ein Ziel, daß der lebendige Gott gefunden werde, daß jeder Einzelne ihn finde als seinen Gott und an ihm Stärke und Freude und Friede gewinne,“ sagt Harnack (Wesen des Christentums S. 120) und zeigt am Gang der Geschichte, wie unendlich verschieden die Wege sein können, auf denen innerhalb des Christentums der Mensch seinen Gott findet. Das gilt natürlich auch für die Gegenwart, und gerade die große Zahl der erscheinenden kleineren Schriften religiösen Inhalts erhärten immer von neuem die Vielfältigkeit dieses Gottsuchens. Dabei findet man selbst bei solchen Schriftstellern, die auf gleichem theologisch-wissenschaftlichen Standpunkte stehen, die verschiedensten Aussprüche. Ich greife ein paar, die mir jetzt in die Hände kamen, heraus, zwei besonders zugespitzte, aus dem Zusammenhang gerissene, zweier im letzten Grunde völlig gleichgesinnter Männer. Sulze in seinem letzten Hefte zur Christlichen Welt (Nr. 48) sagt, nur Gott könne durch ein absolutes Wunder seiner schöpferischen Thätigkeit die sittliche Persönlichkeit in uns begründen. Und nach König, auf dessen oben angeführtes Büchlein ich hiermit warm empfehlend hinweisen möchte, ist die Selbsterlösung die freiste, persönliche That der Menschenseele. Aber Beide kommen durchaus auf dasselbe Ziel hinaus, gehen auch ein gutes Stück Wegs nebeneinander. Nur der persönliche Ausgangspunkt ihres Sinnens und Ringens, der Gesichtswinkel, unter dem sie den gleichen Gegenstand betrachten, ist verschieden. König nennt seine sieben schönen Aufsätze ernsthafte Plaudereien. Plaudereien freilich nicht in dem Sinne, wie etwa Rosegger behaglich über diese Dinge zu reden versteht; die Betonung muß wohl auf dem „ernsthaft“ liegen. Es sind lebhaft strömende Ergießungen eines denkenden Geistes, persönliche Selbstbekenntnisse eines Gottsuchers, der in heißem Bemühen sich die gewisse Zuversicht seines Glaubens sieghaft erkämpfte und nun beredt, anschaulich und oft schwungvoll erzählt, wie er sich seine Gottsicherheit und die Bedeutung seines eignen Selbst errungen hat. Da mitzugehen führt nicht immer auf bequemen Pfad, sondern in allerlei Höhen und Tiefen der Gedanken, die nicht ohne Mühe erreicht werden können. Aber es lohnt sich mitzugehen. Vielen suchenden Seelen unsrer an Zweifeln und Zagen so reichen Zeit wird das Büchlein ein sichrer Wegweiser zu dem lebendigen Gott sein können; ihnen vor allem sei es in die Hand gegeben. Und da wir alle doch zu den Suchenden gehören, mögen es auch die lesen, die den Vater Jesu

*) Das wird Dürbig nun freilich nicht thun. — D H

Christi schon als ihren Vater gefunden zu haben meinen; es kann sie alle stärken. Richard Bürkner

Was wird aus uns nach dem Tode? Ueber diese Frage, die den Menschenherzen, zumal den trauernden, sich immer wieder aufdrängen wird, sind in der letzten Zeit wiederum eine Reihe von kleineren, auch für Laien anregenden und lehrreichen Schriften erschienen. Dahin gehört ein Vortrag über „Die Christenhoffnung", im Herbst 1896 in der Schweizerischen Predigergesellschaft von Professor Rudolf Stähelin in Basel gehalten und jetzt nach seinem Tode von seinen Angehörigen herausgegeben. (Basel, R. Reich 1900. 48 S. 1 Mk.) Er behandelt zuerst das Wesen, sodann den Grund unsrer Christenhoffnung und endlich die Art, wie sie in den verschiedenen Erscheinungen des religiösen Lebens der Gegenwart zum Ausdruck kommt. Für Stähelin war das Problem der christlichen Hoffnung nicht nur eine Frage des objektiven wissenschaftlichen Interesses, sondern die eigenste persönliche Lebensfrage. Die Beantwortung trägt auch durchaus den Stempel der persönlichen Eigenart Stähelins; sie ist umsichtig, vorsichtig abwägend, nüchtern und bestrebt, die Grenzen unsres Wissens ebenso zu wahren wie die innersten und heiligsten Bedürfnisse der Persönlichkeit. Schade, daß Stähelin nicht den dritten Teil noch ausgiebiger behandeln oder die in dem Vortrag vorgelegten Studien und Gedankenreihen zu einem größeren Werke verarbeiten konnte. In dem gegebenen Rahmen überwiegt die historische Orientierung philosophischer und theologischer Art. — Populär im besten Sinne des Wortes, gedankenreich im Inhalt und auch der Form nach vortrefflich ist die Schrift von Professor Dr. Paul Schwartzkopff in Wernigerode über „Das Leben nach dem Tode, sein Dasein und seine Art." (Braunschweig und Leipzig, Wollermann 1899. 84 S. 1 Mk.) Sie sucht nicht bloß aus der christlichen Offenbarung die Thatsächlichkeit eines Lebens nach dem Tode, sondern auch auf psychologischem Wege die Grundzüge dieses Lebens festzustellen. Vielleicht geht Schwartzkopff in seinen Konstruktionen und Argumentationen zuweilen zu weit. Aber selbst wenn man hie und da einen Vorbehalt machen müßte, wird man doch für die im besten Sinne aufbauende und erbauliche Schrift dankbar sein. Ein wertvoller Anhang setzt sich mit der materialistischen, monistischen und begriffsmythologischen Anschauung auseinander und behandelt die Tragkraft der rein wissenschaftlichen Beweise für ein Leben nach dem Tode. — Eine durchaus originelle Stellung nimmt die Schrift von L. Reinhardt „Kennt die Bibel das Jenseits?" ein. (München, Reinhardt 1900. 183 S. 2,50 Mk.) Der geistreiche Verfasser meint nämlich nachweisen zu können, daß die heilige Schrift selbst zu den Vorstellungen von einem „Jenseits" und von einer „Unsterblichkeit der Seele" keinen Anlaß gebe, sondern daß als richtige und eigentliche Lehre der heiligen Schrift die Diesseitigkeit der Gottesherrschaft für unser ganzes inneres und äußeres Leben betrachtet werden müsse. Er will also das „ewige Leben" nicht leugnen, sondern nur von Grund aus anders fassen, als es in der kirchlichen Ueberlieferung geschieht. Eine genaue Darstellung seines Standpunktes und eine gründliche Auseinandersetzung mit ihm ist jedoch im Rahmen einer kurzen Besprechung unmöglich, zumal die Erörterung in das streng wissenschaftliche Gebiet hinübergreifen und eine ganze Reihe von gelehrten Einzelheiten berücksichtigen müßte. Der Verfasser hat übrigens bereits in mehreren andern Schriften seine neue einheitliche Weltanschauung, den „biblisch-christlichen Realidealismus", in ihren Hauptpunkten darzulegen und zu verteidigen gesucht. W Bornemann

Rudolf Stähelin, geboren am 22. September 1841 zu Basel, 1865 Lehrer zu Schiers, 1867 Diasporapfarrer zu Arlesheim, 1873 Privatdozent und seit 1875 als Nachfolger Hagenbachs ordentlicher Professor der Kirchengeschichte an der Universität Basel, ist am 13. März vorigen Jahres nach kurzer Krankheit uns entrissen worden. Sein Heimgang bedeutet für die Basler theologische Fakultät einen unersetzlichen Verlust. Stähelin war ausgezeichnet durch vielseitige Bildung, gediegenes Wissen, unermüdlichen Fleiß, unbefangene Wahrheitsliebe, besonnenes, weitherziges Urteil und große Bescheidenheit. Mit einer stark entwickelten kritischen Veranlagung verband sich bei ihm das lebhafteste Interesse und Verständnis für die kirchliche Praxis in Vergangenheit und Gegenwart. Seinen Schülern gab er neben einer tüchtigen wissenschaftlichen Ausbildung eine warme Liebe zu ihrem Amte und ein ernstes Gefühl für ihre Verantwortlichkeit mit.

Von berufenster Seite, nämlich von Stähelins Schwager, Pfarrer Karl Stockmeyer, ist eine kurze Lebensbeschreibung des Heimgegangenen veröffentlicht worden, zunächst in dem Basler Jahrbuch für 1901, dann auch als besondres Schriftchen: „Rudolf Stähelin." (Basel, R. Reich 1901. 84 S. 1,30 Mk.) Das Leben Stähelins war ein schlichtes aber inhaltsreiches Gelehrtenleben, nicht ohne mancherlei schweres Kreuz, aber auch nicht ohne charaktervolle Geduld und einen gewissen Heroismus des Wirkens. Hat er doch, obwohl ihm wegen eines schweren Augenleidens zehn Jahre hindurch das eigne Lesen ganz oder fast ganz verboten war, seine vielseitige Thätigkeit bis zu seinem Ende mit Erfolg fortgesetzt und daneben sein großes Meisterwerk „Huldreich Zwingli, sein Leben und Wirken" (Basel, Schwabe. Erster Band 1895, 535 S., geb. 12 Mk. Zweiter Band 1897, 540 S., geb. 12 Mk.) mit Anspannung aller Kräfte vollenden können. Durch dieses Werk, das auch für gebildete Laien sehr wohl lesbar ist, gehört er in die erste Reihe unsrer Reformationshistoriker. Ein vollständiges Verzeichnis der litterarischen Arbeiten Stähelins ist dem ansprechenden Lebens- und Charakterbild, das Stockmeyer entworfen hat, angefügt. Die Leser unsres Blattes werden an dem Lebenslaufe des Mannes, der selbst auch ein eifriger Freund der Christlichen Welt war, ihre Freude haben. Sehr schön sind die eingefügten Abschnitte aus seinen Briefen. W Bornemann

Das Lebensbild eines Baptistenpredigers. (Leben und Wirken von August Rauschenbusch, Professor am theologischen Seminar zu Rochester in Nordamerika. Angefangen von ihm selbst, vollendet und herausgegeben von seinem Sohne Walther Rauschenbusch, Professor an derselben Anstalt. Kassel, J. G. Oncken Nachf. 2,50 Mk.)

Mit Spannung nahm ich die Biographie des Baptistenpredigers Professor August Rauschenbusch zur Hand; war es mir doch immer wie ein Rätsel erschienen, daß der aus gut lutherischer Familie stammende Altenaer Theologe Baptist geworden ist. Hatte er doch sowohl im väterlichen Pfarrhause wie in dem seines Schwagers, des Elberfelder Pastors August Döring (bekannt als Liederdichter und Begründer der Wupperthaler Jünglingsvereine) unter streng konfessionellem Einflusse gestanden. Mit der Erwartung der Lösung des Rätsels bin ich an seine Biographie herangetreten, habe die Lösung auch gefunden — aber sie hat mich etwas enttäuscht. Wem wie mir der amerikanische Professor persönlich bekannt geworden war, und wer Respekt vor dieser kraftvollen und energischen Persönlichkeit bekommen hatte, der mußte auf die Entwicklungsgeschichte der Umwandlung des Lutheraners in den Baptisten gespannt sein. Ich war auf eingehende wissenschaftlich-dogmatische Erörterungen gefaßt, auf eine scharfe Abgrenzung des baptistischen Standpunktes gegen jede Heterodoxie, und war begierig, die Namen der Lehrer zu hören, die ihn dazu brachten, Baptist zu werden. Aber um solch komplizierte Verhältnisse handelt es sich thatsächlich nicht, die Entwicklung ist eine durchaus geradlinige, durchaus verständliche und natürliche, und selbst der „Kampf", von dem Rauschenbusch redet, ist entschieden, schon während er beginnt. Er war zeitlebens Pietist mit der dem Wupperthale eigentümlichen Färbung, die auch in seiner Heimat Altena wirksam war. Er hat, wie sein Tagebuch beweist, in religiöser Beziehung nur zwei Menschenklassen gekannt: Gläubige und Ungläubige, zwischen denen es nur einen tiefen Riß, keinen Kompromiß für ihn gab. Hier anders zu sehen hat er nie gelernt, auch in der Zeit nicht, da den von burschenschaftlichen Freiheitsideen begeisterten jungen Studenten in Berlin Vatkes alttestamentliche Einleitung anzog und ihn die theologische Wissenschaft zu ergreifen beginnt. Selbst da kommt er von jener Scheidung nicht los. Daß daher die Entscheidung für ihn nicht zweifelhaft ist, liegt auf der Hand, und sehr bezeichnend sind die maßgebenden Persönlichkeiten, die seine endgiltige „Bekehrung", für die er sogar den Tag anzugeben weiß, herbeiführten, nicht etwa seine Universitätslehrer, ein Hengstenberg oder Neander, denen er nahe stand, sondern die pietistische Tochter eines befreundeten Offiziers und ein pietistischer Tapezierer. Mit seiner „Bekehrung" wird er „pietistischer Zelot", dem die Bußpredigt und strengster Biblizismus (wohl von dem Tübinger Beck in Etwas beeinflußt) religiöse conditio sine qua non ist. In schroffster Art dringt er in der Gemeinde seines Vaters auf Schaffung von „Gläubigen", ohne doch sein Ziel erreichen zu können, er zieht dann in dem lebendigen Drange, unter den deutschen Auswanderern Buße und Bekehrung zu predigen, nach Amerika im Dienste der Traktatgesellschaft.

Und nun traten ihm hier die Baptisten entgegen, ihm, dem auf „Gläubige" Dringenden und Biblizisten, Baptisten, die nur „Gläubige" durch die Taufe in ihre Gemeinschaft aufnehmen. Kann es Wunder nehmen, daß er hier sein Ideal einer „Gemeinschaft der Gläubigen" verwirklicht glaubt, zumal ihm die Bibel von Kindertaufe Nichts sagt? Von seinem Standpunkte aus war es durchaus folgerichtig, daß er Baptist wurde, und es macht seinem Charakter alle Ehre, daß er den Uebertritt vollzog. Er wollte nichts Halbes, und als Halbheit mußte ihm, dem Sucher nach „Gläubigen", das Christentum der Landeskirche erscheinen.

Wie Rauschenbusch nun als Baptistenprediger und -professor gewirkt hat, das mag man im Buche selbst nachlesen. Eine edle Persönlichkeit voll rastloser Arbeitskraft bis ins hohe Alter hinein hat er an dem Aufschwung der Baptistengemeinden in Nordamerika hervorragenden Anteil. Amerikaner im landläufigen Wortsinne ist er nie geworden. Er sah einen Teil seiner Lebensaufgabe darin, deutsches Wesen und deutsche Sitte, wie auch den deutschen Gesang nach drüben zu verpflanzen. Und wenn es die Geschichte seiner Baptisten galt, so war er auch bereit, von der deutschen theologischen Wissenschaft zu lernen. Er hat als Erster in Amerika das Märlein von der Kontinuität der Täufergemeinden bis zurück ins apostolische Zeitalter als unhistorisch nachzuweisen gesucht. Infolge seiner weiten Reisen ist er mit vielen bekannten Persönlichkeiten in Berührung getreten, und so gewinnt seine Biographie auch kulturhistorisches Interesse. Walther Köhler

Die Heilsarmee (The Salvation Army), ihre Geschichte und ihr Wesen. Von Professor D. Theodor Kolde. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Erlangen und Leipzig 1899. 3,25 Mk.

Daß sich ein breiter Strom religiösen Lebens neben den alten Kirchengemeinschaften in unsrer Zeit ergießt, läßt sich immer weniger verkennen. Eine der interessantesten religiösen Neubildungen und sicher die mächtigste, weitreichendste und vielleicht auch zukunftsreichste ist die Heilsarmee. Der Charakter dieser neuen Sekte von Enthusiasten ist ja unverkennbar methodistisch. Aber jene ursprüngliche Religionsform

ist hier doch um etliche Stufen überboten. Es handelt sich thatsächlich um eine eigenartige, scharf abgegrenzte neue Religionsform, die unter unsren Augen sich gebildet hat und sich weiter entwickelt. Welche Zeit war überhaupt reicher an religiösen Neuschöpfungen, als die unsrige? Und da sage man noch, daß wir in einer religiös toten und gleichgültigen Zeit lebten!

Für die Geschichte der Heilsarmee wird ohne Zweifel Koldes gediegenes Buch seine Bedeutung behalten. Ein vielfach sehr zerstreutes Material ist hier vereint und von sehr geschickter Feder zu einem möglichst genauen Bilde von der Geschichte und dem Wesen dieser merkwürdigen religiösen Erscheinung zusammengefügt. Aber nicht nur dem Historiker ist Koldes Buch wertvoll. Es ist jedem Laien, der sich dafür interessiert, dringend zu empfehlen, sich von Kolde orientieren zu lassen. Habe ich auch die Empfindung, daß Kolde da und dort der Heilsarmee etwas zu viel aufs Schuldkonto setzt, so wird doch Jeder, der weiß, was evangelische Frömmigkeit ist, in der Ablehnung dieses enthusiastischen und veräußerlichten Christentums mit Kolde einig sein.

So wenig wir erwarten können, daß wir die von England her bei uns importierten methodistisch gearteten Sekten — zuletzt nur Schattierungen einer einzigen großen Religionsform — je wieder los werden könnten, so wenig die Heilsarmee. Sitzt sie doch da am festesten, wo man für dieses undeutsche Wesen am wenigsten Boden erwarten sollte, in Berlin. Und scheinen doch gerade die Deutschen, sind sie einmal gewonnen, „bekehrt“, die Engländer noch an Energie, Opfermut und Hingabe zu übertreffen. Unsre evangelischen Kirchen haben noch einen harten Konkurrenzkampf mit diesen fremden Eindringlingen, überhaupt mit dem methodistischen Christentum, auszukämpfen. Mit diesem Eindruck legte ich das fesselnde Buch Koldes aus der Hand. Es belehrt uns nicht nur über die Heilsarmee, es giebt uns auch noch andre Lehren. Ich wünsche der gehaltreichen Schrift viele und aufmerksame Leser. Drews

Freunde der Inneren Mission weisen wir hin auf den 42. Jahresbericht des Zentralausschusses für Innere Mission, der unentgeltlich zu beziehen ist von der Geschäftsstelle in Berlin W., Genthinerstraße 38, und wieder einen Einblick gewährt in die vielseitige Arbeit des Zentralausschusses. Erfreulich ist es, daß jetzt auch an die Fürsorge für invalide Berufsarbeiterinnen gedacht wird. Leider steht der Pensionsverband der Berufsarbeiter für viele Anstalten nur auf dem Papier. Der Aufruf für eine Sammlung zu Bodelschwinghs siebzigstem Geburtstag scheint vorauszusetzen, daß in Bodelschwinghs Anstalten nicht genügend für die Zukunft der Berufsarbeiter gesorgt ist. Das wäre gerade bei dem Vorhandensein des Pensionsverbandes von einer christlichen Anstalt unentschuldbar. Aufklärung wäre jedenfalls erwünscht. — Hochbedeutsam ist die Denkschrift des Zentralausschusses betreffend das preußische Gesetz über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger vom 2. Juli 1900, in der sich der Zentralausschuß bemüht, den Segen dieses Gesetzes zum Bewußtsein zu bringen und weite Kreise zur Mithilfe aufzurufen. Nach einer an praktischen Winken reichen Besprechung des Gesetzes folgen das Gesetz selbst, die Ausführungsbestimmungen, der Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrats sowie ein Auszug aus den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs über Erziehungswesen. Die unentbehrliche Denkschrift ist für 15 Pfennige bei portofreier Zusendung von der genannten Geschäftsstelle des Zentralausschusses zu beziehen.

Für einen engeren Kreis ist bestimmt Fünfzig Jahre Innerer Mission in Frankfurt am Main. 108 S. Frankfurt, Ecklin, 1900. Das von Kayser und Teudt herausgegebene Buch ist geschmückt mit vielen Bildern bedeutender Persönlichkeiten.

H Danneil

Dreiundsiebzigster Jahresbericht der Rheinisch-Westfälischen Gefängnis-Gesellschaft, zusammengestellt von Dr. v. Rhoden, Gefängnisgeistlichen in Düsseldorf.

Die Verhandlungen und Aufsätze dieses Jahresberichtes sind fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkte der Fürsorge für die jugendlichen Sträflinge geschrieben, was seinen Grund hat in dem am 1. April dieses Jahres in Kraft tretenden preußischen Fürsorgegesetz. Dieses Gesetz ist vielleicht berufen, eine der größten sozialen Wohlthaten auf diesem Gebiete zu bilden. Deshalb verdienen diese Abhandlungen die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise, da sie ein beredtes Zeugnis von dem Leben, das in der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft vorbildlich für alle andren deutschen Gefängnisvereine thätig ist, ablegen. H Reuß

Zuchthausstatistik. Im Etatsjahr 1882/83 befanden sich in preußischen Zuchthäusern 31 616 Personen, 1899/1900 23 486 Personen: also trotz der starken Bevölkerungszunahme in den letzten achtzehn Jahren eine nicht unbedeutende Abnahme der Zuchthausgefangenen. Vom 1. Oktober 1894 bis 31 März 1900 belief sich die Zahl der neu eingelieferten unter den Zuchthausgefangenen, die wenigstens drei Freiheitsstrafen (Zuchthaus, Gefängnis, Korrektionsnachhaft) verbüßt haben, auf 23 893 Männer und 3917 Frauen. Darunter waren 1783 Personen, die bei Begehung ihrer ersten Strafthat noch nicht 14 Jahre zählten; 7828 befanden sich im Alter von 14 bis 18, 11 601 im Alter von 18 bis 25, 6554 im Alter von 25 und mehr Jahren. Von 44 Gefangenen war das Alter unbekannt. Im Jahre 1899/1900 wurden 5324 Personen neu eingeliefert. Von ihnen besaßen 309 keine, 2417 mangelhafte Schulbildung, 2522 hatten die Volksschule, 76 eine höhere Schule besucht. 4215 von den 5324 sprachen nur Deutsch,

990 Deutsch und Polnisch, 106 nur Polnisch, 13 nur andre Sprachen Auffällig ist, daß 1693 unter den 5324 in der Armee gedient hatten Zu denken giebt, daß nur bei 912 der letzte Wohnort eine Großstadt mit mehr als 100 000 Einwohnern war, bei 951 eine Mittelstadt von 20—100 000 Einwohnern, bei 758 eine Kleinstadt von 5—20 000 Einwohnern, bei 574 eine Gemeinde von 2—5000, bei 1639 dagegen eine Gemeinde unter 2000 Einwohnern. Auf Berlin entfallen 490 von den 5324. Auffallend ist auch, daß die Katholiken einen besonders hohen Prozentsatz (nämlich 38,96), die Juden nur 1 Prozent geliefert haben. Unter den Ursachen der Verbrechen steht der Alkohol oben an. 1274 Personen hat eine in der Trunkenheit begangene That ins Zuchthaus gebracht. 936 von ihnen waren Gewohnheitstrinker. Diese Zahlen, die reden, entstammen der Statistik der Zuchthausgefangenen in Preußen für das Etatsjahr 1899/1900. H F

Geschichten und Bilder aus der Mission. Nr. 19. Halle a. Saale. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1901. 32 S. 25 Pf.

Die Hefte werden herausgegeben von Professor Dr. Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen unter Mitwirkung von D. Warneck. Diese letzte Nummer der bekannten Hefte ist besonders interessant. Missionar Maus schreibt über Das große Leidensjahr der evangelischen Mission in China. Er giebt eine Zusammenstellung von Berichten über die Christenverfolgung in den verschiedenen Provinzen Nordchinas im Jahre 1900, die in Bezug auf ihre Ausdehnung und die Opfer, die sie gefordert hat, seit der römischen Kaiserzeit ihresgleichen wohl kaum gehabt. Ergreifend sind besonders auch einige Geschichten von Missionaren auf der Flucht. Ein zweiter Artikel von Cand. theol. E. Fries in Halle handelt von dem Kampf des Evangeliums in Kumase. Es ist ein kurzer, dankenswerter Ueberblick über die Arbeit der Basler Mission unter den Asante. Im Vordergrund stehen hier die vielgeprüften Geschwister Ramseyer, die bereits von 1869—73 eine vierjährige Gefangenschaft in Kumase zu erdulden hatten, und die auch bei der vorjährigen monatelangen Belagerung wieder mit den Engländern dort eingeschlossen waren. Mit ihrem wohlgelungenen Portrait und dem Bild der Station in Kumase ist das Heft ausgestattet, das übrigens eine rechte „Passionsnummer“ ist. Wir können es als überaus billige und gediegene Missionslektüre bestens empfehlen.

E R Eichler

Die Chinesen und die christliche Mission. Von W. Coucheron-Aamot. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Friedrich von Känel. Leipzig, Robert Baum. 77 S. 1 Mk.

Die kleine Broschüre trägt auf ihrem gelben, rotberänderten Umschlag noch einen Titel in gutem Chinesisch. Die Zeichen bedeuten auf Deutsch: „Kurzer Bericht über die gegenseitigen Beziehungen zwischen China und Schweden.“

„Herr, dunkel war der Rede Sinn!“ fährt es einem unwillkürlich heraus, wenn man am Ende dieser Expektorationen angelangt ist. Druckfehler gerade genug! Das Buch ist aus dem Norwegischen übersetzt, aber in was für einem Deutsch! Wir haben zwar das Original nicht vor uns, aber das kann ein Blinder sehen, daß es Seite 61 z. B. nicht heißen kann: „Ich werde mich doch künftig enthalten, ein eingehendes Urteil zu fällen“; sondern: „ich will mich jedoch im Folgenden oder des Weiteren enthalten.“ Zu der schlechten Uebersetzung kommt der dunkle Standpunkt und die verworrene Darstellung des Verfassers. Ist er Protestant oder Jesuit, Christ oder sonst Etwas?

Gleich im ersten Satz stellt er die Mission, die Propaganda des Christentums als die schärfste Waffe hin, die die großen und auch die kleinen Mächte Europas und des Westens benutzt haben bei ihren Versuchen, die Widerstandskraft der chinesischen Kulturgesellschaft zu unterminieren. Dagegen redet er, Seite 6, von den Missionaren als von selbstbestallten Aposteln, die sich kraft eines göttlichen Mandats, das sie sich selbst gegeben haben, als berechtigt ansehen, über die Gewissen von Millionen zu herrschen. Welcher Blödsinn! Schon auf der ersten Seite heißt es: „Verschiedene Ansichten können gegen die Zwecke der Mission vorgebracht werden, je nachdem man die Fähigkeit hat, Ränke und Heuchelei zu durchschauen.“ (!) Im letzten Satz des Buches schreibt derselbe Verfasser: „Wenn Alles gesagt ist, so bedarf vielleicht die [chinesische] Nation der reinen Blutstropfen, die auf Golgatha flossen . . .“

Die eigentliche Absicht des Verfassers ist, die Arbeit der „Missionäre“ unter dem Gesichtspunkt der politischen Bedeutung der Einführung einer fremden Religion in einem alten Kulturstaat zu betrachten. Er hat ein Verständnis für die Macht der Religion. Sie ist ein Feuer, ja, sie ist wie Dynamit eine Kraft, die Staaten zersplittert hat wie Felsstücke. Die Missionare, diese „energischen und herrschsüchtigen Religionsapostel“, sind sich des gefährlichen Spiels, das sie treiben, ihrer großen Verantwortlichkeit aber nicht bewußt. Sie leiden an totalem Mangel der Kenntnis des chinesischen Volkes. Daher auch der geringe Erfolg. (Verfasser giebt übrigens die Zahl der protestantischen Christen viel zu niedrig an; es sind nicht 40 000, sondern weit über 200 000.) Und doch hat dieser Kritiker Alles, was er zu sagen weiß über die Notwendigkeit eines tieferen Eindringens in den chinesischen Volkscharakter, über die rechte Wertung ihrer eignen Religion und Moral, über die Schonung ihrer religiösen Gefühle und Sitten, über das schwierige Problem von Ahnenverehrung und Christentum u. a. m. aus den gedruckten Verhandlungen von evangelischen Missionaren auf dem großen Missionskongreß in Shanghai 1890 geschöpft. Besonders bemerkenswert ist, daß er sich in den

Ansichten, die er vertritt, vielfach auf den in letzter Zeit sonst vielgeschmähten Missionar Richards stützt. Für die rechte Bezeichnung eines Vorgehens aber, das darin besteht, die Kritik, die die Missionare selbst bei der Beratung der schwierigsten Probleme an sich und ihrer Arbeit geübt haben, wiederum in gehässiger Weise gegen dieselben auszuspielen, fehlt uns jeder Ausdruck. Wer sich über die Fragen, die der Verfasser berührt und zu Anklagen gegen die Missionare benutzt, wirklich unterrichten will, der greife zu den Quellen, deren er sich bedient hat.

Die Broschüre ist in derselben Tonart gehalten, wie sie in letzter Zeit unter sogenannten „Kennern" chinesischer Verhältnisse, Politikern und Zeitungs-Korrespondenten Mode geworden ist. Deshalb hielten wir es für geboten, etwas eingehender zu verfahren. Wir möchten diesen Herren, die vielleicht ausgezeichnete Fähigkeiten besitzen, die „Ränke und Heuchelei" der Politik und Diplomatie zu durchschauen, von Religion und Mission aber blutwenig verstehen, bezüglich ihrer Anklagen und oft herrlich klingenden Vorschläge in Missionssachen auch ein: **ne sutor ultra crepidam!***) zurufen. So viel ist sicher, daß weder die Politik der Westmächte, noch die Mission in China erheblichen Schaden gelitten hätte, wenn Herr Coucheron-Aamot seine Gedanken für sich behielt. E R Eichler

Die Ostasiaten. Ein Vortrag von E. Bälz, Professor an der Kaiserlichen Universität zu Tokio, Japan. Stuttgart, Konrad Wittwer 1901. 59 Seiten. 1 Mk.

Verfasser, ein Mediziner, seit vierundzwanzig Jahren in Ostasien und jetzt eben zu Besuch in seiner Vaterstadt Stuttgart, hat im Dezember vorigen Jahres hier im Verein für Handelsgeographie über obiges Thema gesprochen und nun den Vortrag, der schon damals berechtigtes Aufsehen gemacht und reichen Beifall bei allen wirklich Gebildeten gefunden hat, in erweiterter Gestalt herausgegeben. „Er verdankt seine Entstehung dem Umstand, daß ich bei meiner Heimkehr nach Deutschland Dezember 1900 sowohl in der Presse als im persönlichen Verkehr neben einer begreiflichen Unkenntnis der lokalen Verhältnisse im fernen Osten vielfach Anschauungen begegnete, die ich für irrig und für unser jetziges und künftiges Verhalten gegen China für verhängnisvoll ansehen mußte." In drei Abschnitten werden die Völkerrassen Ostasiens, die ostasiatische Kultur, die Berührungen zwischen Ostasien und Europa in einer so sachkundigen und ruhigen Weise vorgeführt, werden katholische und protestantische Missionsversuche so objektiv beurteilt, die politischen und religiösen Gesichtspunkte der Chinawirren so klar herausgestellt, daß den Lesern der Christlichen Welt vor allem diese Schrift nicht warm genug empfohlen werden kann. G Gerok

Aus Litteratur und Kunst. Von der Bücherhalle des Kruppschen Werkes in Essen weiß die „Soziale Praxis" Beachtenswertes zu berichten. „Die Auswahl der Bücher wird den verschiedensten Ansprüchen gerecht, auch den höchsten, aber nicht denen eines verdorbenen oder seichten Geschmacks." Es finden sich neben der sogenannten Volkslitteratur auch Werke der besten modernen Dichter, auch der ganz modernen, sofern es nur wirkliche Dichter sind, sowie die besten wissenschaftlichen Werke aller Fächer. Man giebt so dem Arbeiter vertrauensvoll dieselben Bücher in die Hand, aus denen der Gebildete sich Wissen, Belehrung und ästhetischen Genuß holt. Bezeichnend ist es nun, daß grade die Bücher, die hohe Anforderungen stellen, viel begehrt sind, während die sogenannte Volkslitteratur wenig benutzt wird. Ganz vortrefflich ist der Gedanke, daß diese Bücherhalle nicht eine „Arbeiterbibliothek" ist, sondern eine gemeinsame Bibliothek für Arbeiter und Beamte des Werks bis zu den höchsten hinauf. „Zu Unzuträglichkeiten hat dies nicht geführt, was man überall da merken möge, wo man glaubt, dem »Volke« sein besonderes, vorsichtig abgemessenes Quantum Bildung in besonderen Bibliotheken vorsetzen zu müssen." Im ersten Betriebsjahr wurden 94 305 Bände ausgeliehen, im Januar dieses Jahres allein 19 200. Diese Benutzung entfällt auf eine Bevölkerung von etwa 60 000 Seelen. Aus dem Erfolg der Bücherhalle wird für die Reformbildungsbibliotheken vor allem gefolgert: gemeinsame Bildungsbibliotheken für alle Stände, hohes Niveau der Bücher. Möchte diese Bücherhalle viele Nachfolger finden, namentlich in den großen deutschen Kommunen! Eine solche Popularisierung der Bildungsmittel bedeutet Etwas.**)

Auch der Kunstwart ist an seinem Teil für dieselbe Sache inzwischen weiter thätig gewesen. Er hat eine Böcklinmappe herausgegeben, die sechs Blätter enthält: Dichtung und Malerei, Heiliger Hain, Schweigen im Walde, Der Ueberfall, Die Toteninsel, Maria an der Leiche des Heilandes. Sie sind in Folioformat auf getöntem Grunde gedruckt, um ihre intime und dekorative Wirkung zu heben. Beigegeben ist außerdem eine Anweisung für die Käufer, insbesondere für solche, die sich die Blätter einrahmen wollen, sowie ein Wort „Zum Geleit", das anleiten will, sich in die einzelnen Blätter zu vertiefen. Außerdem wird noch eine Wiedergabe nach der vortrefflichen Photographie des Meisters von den Brüdern Alinari in Florenz geboten. Das alles zusammen ist zu haben für den erstaunlich billigen Preis von 1,50 Mk. Man kann der Böcklinmappe des Kunstwarts nur denselben Erfolg wünschen, den die erste Serie seiner „Meisterbilder" schon hatte.

*) Schuster, bleib bei deinem Leisten!

**) Die Schrift von Pfannkuche, Was liest der deutsche Arbeiter? ist von uns bisher nur darum noch nicht besprochen worden, weil uns von bester Seite ein Aufsatz darüber versprochen ward. Wir hoffen diesen jedenfalls noch eher drucken zu können, als Pfannkuche auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Braunschweig seinen Vortrag halten wird über „Bildungsbedürfnisse des deutschen Arbeiters und ihre Befriedigung." D H

Die eigenartige Novelle Der verlorene Vater von Arne Garborg, auf die schon in den Kleinen Mitteilungen der Nr. 9 hingewiesen wurde, ist soeben in Buchform erschienen. Berlin, S. Fischer 1901. 99 S. 1,50 Mk. Von dem Roman Müde Seelen dieses hochbegabten norwegischen Schriftstellers war schon gelegentlich der Artikel „August Strindberg und die Hin zu Rom-Bewegung" die Rede (1900 Nr. 17). Schon damals beschäftigte ihn das religiöse Problem. In dem „verlorenen Vater" ist er aber weit mehr in die Tiefe gegangen. Björnson, Strindberg, Lagerlöf, Garborg, alle befassen sie sich, jeder in seiner Weise, mit dem Religiösen. Ob es wohl nur an den deutschen Schriftstellern liegt, daß sie das so viel weniger thun? H F

Kleine Mitteilungen. Harnacks Wesen des Christentums, das nun in vierter Auflage vorliegt (16.—20. Tausend), hat bereits eine ganze Reihe Besprechungen und Gegenschriften hervorgerufen, die aus sehr verschiedenen Ursachen bemerkenswert sind. Wir werden nicht ermangeln darüber Bericht zu erstatten, lassen aber erst die Zahl noch größer werden. Irgendwo lasen wir, es sei für das Buch eine unerlaubte Reklame gemacht worden. Kein Vorwurf war je weniger begründet. Harnack gehört zu den Personen, die beachtet werden, sie mögen sagen oder thun, was sie wollen. Und wenn sie Etwas nicht sagen oder nicht thun, so ist auch das noch interessant. Unsre evangelische Kirche besitzt zur Zeit keinen Mann, auf den das so zuträfe. Wir unsrerseits freuen uns des Gebrauchs, den er von dieser Position mit der Veröffentlichung seines Buches gemacht hat. Mag der Eine dies vermissen, der Andre jenes zu tadeln haben, es ist eine große Thorheit, den großen Wurf zu verkennen, der damit gethan ist, und den Segen zu bekämpfen, der davon ausgehen könnte.

Man ermuntert uns von verschiedenen Seiten, auch hier ein Wort gegen die Bilder zu sagen, die im Blindenheim zu Königswusterhausen unsre Majestäten verherrlichen sollen. Zunächst auf Cartons, zur Ausführung in Mosaik bestimmt, ist der Kaiser als des Hauses schützender Ritter in mittelalterlicher Rüstung, die Kaiserin als heilige Elisabeth dargestellt. Katholische Blätter haben sich darüber erregt, evangelische sind nachgefolgt. Ich kann darin Nichts finden, wenn man einer heiligen Elisabeth die Züge unsrer Kaiserin giebt. Unzählige biblische Bilder neuster Herkunft geben Porträts von Zeitgenossen wieder, von Stiftern, von Familiengliedern u. s. w. Trüge nun etwa in erweiterter Szene der Landgraf des Kaisers Züge, wie es anfangs hieß, so würde ich das vollends naiv und harmlos finden. Nun steht er da als Schutzritter, das erinnert mich an das fatale Bild, welches der Prospekt des Prachtwerkes „Der Protestantismus u. s. w." brachte, die Wiedergabe einer Statue „Kaiser Wilhelm als Kreuzfahrer": eine grobe Geschmacklosigkeit der Herausgeber. Aber irgendwelchen Anlaß zu religiöser Empfindlichkeit kann ich auch da nirgends finden; eine gewisse Sorge bleibt ja um des Kaisers Hang zum Romantiker; doch soll man nicht ohne Not sich beunruhigen und entrüsten. R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf

Freunde der Christlichen Welt

Goslar. Mittwoch, 1. Mai abends 7 Uhr im Achtermann: Inwieweit kann der kleine Katechismus Luthers zur Weckung und Pflege des religiösen Lebens dienen? Teil 2.

Gotha. 1. Mai nachm. 3½ Uhr im „Schützen": Harnack, Wesen des Christentums (Christologie, Bekenntnis, apostol. Zeitalter). Gäste willkommen!

Heinrich Danneil
Prediger
Mathilde Danneil
geb. Bickel
Vermählte
Schönebeck a. E.

Probenummern
der Christlichen Welt jederzeit unentgeltlich
Einzelnummern
gegen Einsendung von 23 Pf.
Einbanddecken
gegen Einsendung von 1,90 Mk.
vom Verlag

Soeben erschien:
Antiquariats-Katalog XXXV
Theologie und Verwandtes,
mit Anhang: Unterhaltungs-Litteratur
Hugo Rothers Buchh. (Martin Warneck),
Berlin W. 9, Linkstrasse 4

Das Evangelische Pädagogium in Godesberg am Rhein und Herchen an der Sieg

hat es sich zur Aufgabe gestellt, durch enge Verbindung von Erziehung und Unterricht in ländlicher Stille Körper, Geist und Charakter der ihm anvertrauten Jugend in gleicher Weise zu pflegen. Es sieht darum von jeder Massenerziehung ab, vereinigt je 15 Zöglinge in den einzelnen (jetzt 20) Villen der Anstalt, wo die Schüler in der Familie ihrer Lehrer aufwachsen und zu freien Menschen guten christlichen Willens erzogen werden sollen. Auch die Klassen sind klein. Jetzt 320 Schüler, 43 Lehrer und Erzieher, Realschule und Progymnasium mit Berechtigung.

Soeben erschien:

Adolf Stöcker

und seine Gegner im Lichte der Wahrheit

Von einem Nichtpolitiker

Preis 50 Pf., 10 Ex. M. 4.50, 100 Ex. 40.— M.

Die letzten Angriffe auf Stöcker haben den Anlaß zu dieser Broschüre gegeben, deren Verbreitung eine Ehrensache jedes Christen sein möchte.

Martin Warneck

Berlin W 9 Verlagsbuchh.

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

PIANINOS von M. 350.— an

HARMONIUMS von M. 80.— an

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten. Gr. illustr. Katalog gratis-franco

Wilh. Rudolph, Giessen, M. 6.

Als Stütze der Hausfrau sucht Stelle für ein braves, in allen Hausarbeiten geschicktes 18 jähriges Mädchen ein evangelischer Pfarrer aus Böhmen.

Gefl. Offerten an die Red. d. Bl.

Krüger & Co., Leipzig X.

liefern ungebraucht und fast neu:

Dienet einander. Homilet. Zeitschr. 1894—98. (15.—) 7.—
Freystedt, Gleichnisse des Herrn. Predigten 1896. **(4.50) 2.80**
Neander, Gesch. d. christl. Relig. u. Kirche. 4. A. 9 Bde. **(45.—) 10.—**
— Apostelgesch. 5. A. 1862. **(9.—) 1.50**
— Leben Christi. 7. A. 1874. **(9.—) 2.—**
Tholuck, Lehre v. d. Sünde. 8. A. Geb. **(5.50) 1.50**
— Predigten. 3 Bde. 1863. **(16.—) 4.—**
— Bergrede ausgel. 5. A. **(7.20) 1.40**
— Psalmen ausgel. 2. A. 1873. **(12.—) 3.—**
Ullmann, Sündlosigkeit Jesu. 7. A. 1863. Geb. **(5.50) 1.60**
— Reformatoren vor d. Ref. 1866. **(14.—) 2.—**
— Greg. v. Nazianz. Zur Gesch. d. 4. Jahrh. **(6.—) 1.50**
Brockhaus, Konvers.-Lexikon 14. (neuste) A. 17 Hfzbde. **(170.—) 75.—**

Kat. 23 Theologie etc.; **20** Hausmittel; **25** Philosophie **gratis.**

Ankauf und Tausch!

Biete an

in **completen** und **gut erhaltenen** antiquar. Exemplaren:

Bibliothek der Kirchenväter. Complet in 80 Bänden Gleichmässig gebdn. Statt Mk. 231.60 nur 100.—
Brockhaus, Lexikon. 14. revid. Ausg. 17 Bde. Eleg. Hfz. Statt Mk. 170.— nur 80.—
Herzog, Realencyclopädie. 2. Aufl. 18 Bde. Hlbfrz. Statt Mk. 216.— nur 70.—
— do. 3. neueste Aufl. Bd. I—IX. Soweit erschienen. Orig.-Hlbfrz. Statt Mk. 108.— nur 80.—
Meusel, Kirchl. Handlexikon. Bd. I—VI. Orig.-Hlbfrz. Statt Mk. 73.50 nur 55.—
Vilmar, Collegium biblicum. Prakt. Erklärung d. A. u. N. Test. 6 Thle. 1879—83. Geb. Statt Mk. 38.— nur 25.—
Schwarz, C., Predigten aus der Gegenwart. 8 Sammlungen. Gebdn. Statt Mk. 48.— nur 24.—
Hofmann, J. Chr. K. v., Bibelwerk. Bd. XI: Bibl. Theologie d. Neuen Test., v. Volck hrsg. 1886. Vergriffen 5.50
Renan, Geschichte des Volkes Israel. Uebersetzung von Schaelsky. 5 Bde. 1894. Eleg. Orighfz. Statt Mk. 42.50 nur 26.—
Warneck, Abriss e. Geschichte d. protestant. Missionen. 6. Aufl. 1900. br. Statt Mk. 5.— nur 3.25

Alfred Lorentz,

Leipzig, Kurprinzstr. 10 **Specialgeschäft für Theologie**

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Unter der Presse:

Zur Frage des Unionskatechismus

Eine Darstellung seiner geschichtlichen Entwicklung in Baden nebst praktischem Ergebnis

Als Anhang: **Entwurf eines biblischen Unionskatechismus**

Von

D. **H. Bassermann,**
Kirchenrat, Professor der Theologie in Heidelberg

Mk. 2.—

Der Menschensohn,

Jesu Selbstbezeichnung

mit besonderer Berücksichtigung des aramäischen Sprachgebrauches für „Mensch“

Von

Lic. theol. **Paul Fiebig**

ca. Mk. 3.50

Die Anschauung Augustins über Christi Person und Werk

Unter Berücksichtigung ihrer verschiedenen Entwicklungsstufen und ihrer dogmengeschichtlichen Stellung

dargestellt und beurteilt

von

Lic. theol. **Otto Scheel,**
Privatdozent an der Universität Kiel

Mk. 11.—

Untersuchungen über die evangelische Geschichte ihre Quellen und den Gang ihrer Entwicklung

Von

Carl Weizsäcker

Zweite Auflage

ca. Mk. 7.—

In Vorbereitung:

Schleiermachers Erlösungslehre

Von

Lic. theol. **Horst Stephan.**

Privat-Mädchenschule

In einer größeren Stadt Mitteldeutschlands ist eine **höhere Privat-Mädchenschule** mit vollständigem Schulinventar zum 1. Oktober abzugeben. Anfragen durch den Verlag.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg